

JUGENDMAGAZIN AUS HAMBURG

FREIHAFEN



WIR. HIER. JETZT.

Ausgabe 2 | 2013 | ISSN 1862 - 4820 | www.freihafen.org

Kostenlos, da unbezahlbar

Gleiche Unterschiede

Seite 10

Ein Wahn-Sinn?

Seite 13

Der grüne Vorhang

Seite 6

UMSICHT



Lust auf Schreiben, Organisieren, Gestalten oder Fotografieren?

Mach mit bei FREIHAFEN!

mitmachen@freihafen.org

www.freihafen.org

FREIHAFEN 



Moin Moin!

Was du nicht willst, was man dir tu, das füg auch keinem Anderen zu.“ Das klingt einleuchtend. Aber heutzutage wird diese einfache Lebensweisheit in unzähligen moralischen Zwiespälten auf die Probe gestellt. Durch die Vernetzung der Welt werden viele unserer alltäglichen Dilemmata uns selbst gar nicht bewusst, weil sie so weit von uns entfernt und abstrahiert sind. Und wer versucht, beim täglichen Konsum das Richtige zu tun, dem erschweren irreführende Biosiegel diesen Prozess oft ungemein: „Bin ich zu verantwortlich, wenn ich unwissend bin?“ Aufklärung hierüber schaffen Morten Luchtman, Johanna Rathsack und Lukas Sparenborg auf Seite 14.

Muss man seine eigenen Überzeugungen zurücknehmen und verschweigen, wenn man jemandem gegenübersteht, der sie auf den ersten Blick nicht teilt? Oder kann eine Auseinandersetzung nicht oft fruchtbar und fördernd sein?

Wie man trotz unterschiedlicher Weltanschauungen miteinander leben kann: Kathy Schucht berichtet von einem Gespräch zweier deutscher Studentinnen und Freundinnen: Einer Muslima und einer Christin (Seite 10).

Und wo genau liegt der Punkt, an dem Menschen von ihrer Umwelt abgestoßen werden? Passiert das zu Recht? Janina Granfar über den schmalen Grat zwischen gelegentlichem Drogenkonsum und Abhängigkeit: Seite 13.

Es geht in diesem FREIHAFEN darum, umsichtig zu sein und reflektiert zu handeln, damit man mit sich selbst, seinen Mitmenschen und der Welt mit ihren Ressourcen gebührend umgehen kann.

Viel Spaß beim Blättern, Schmöckern und Aufgeklärtwerden!

Euer Jonah Lara



Johanna musste die Redaktions(topf?)pflanze aus ihrer Erinnerung zeichnen...

Fischmarkt

Titel

- 4 | Kräuter-Harros homöopatischer Ackerbau
- 6 | Der grüne Vorhang
- 8 | Tomorrow Never Knows
- 9 | Mit bio eben die Welt retten? | Auch Handys wollen fair sein
- 10 | Gleiche Unterschiede
- 14 | Siegelübersicht

Hamburg City

Innerhamburgisches

- 11 | Mitläufer: AFS
- 12 | Hausbesuch: Wehrlosigkeit
- 13 | Ein Wahn-Sinn?

Dom

Bunte Seite

- 16 | Irgendwo in Hamburg
- 17 | Seemannsgarn – Joke und die Elbharmonie | Lässt sich bio noch vermeiden?
- 18 | Umfrage: „Wo fängt bio an?“

Millerntor

Sport

- 19 | Mehr als Sport!

Speicherstadt

Wissen

- 20 | Ein Stück Selbstverwirklichung

Große Freiheit

Kultur

- 22 | Mit der S-Klasse auf die Bühne | Die Künstlerin wird zum Kunstwerk
- 23 | Impressum

Titelbild

Foto: Domenic Herder

Model: Nina Carlsson

Styling: Iani Iskowik

Visagistin: Francesca Vigliarolo

Modedesignerin: Katrin Eulenstein





Kräuter-Harros homöopathischer Ackerbau

{ Das Gut Wulffsdorf in Ahrensburg arbeitet nachhaltig und nach strengen ökologischen Regeln. Wie das genau aussieht, haben wir uns einmal vor Ort angeschaut.



Die Schweine und Kälber in den Außengehegen haben wohl eher keinen Blick für die Leute und das schöne Wetter, die machen sich über ihr Futter her, Biofutter natürlich.

Das ist überhaupt das, was Biobauernhof eigentlich meint: Das Getreide und die Früchte werden ohne synthetische Dünger oder künstliche Insektizide angebaut. Die Tiere werden mit Biofutter gemästet. Ihr Mist wird als Dünger wiederverwendet.

Das ist der Unterschied zwischen einer nachhaltigen und einer konventionellen Bewirtschaftung. Die Tiere werden länger und gesünder gemästet, das Futter kommt aus eigenem Anbau und wird mit Biosiegeln zertifiziert. Hier auf dem Gut arbeitet man viel mit „Demeter“, einem bekannten Biosiegel (siehe Übersicht der Siegel, Seite 14). Dem zu Grunde liegt die EG-Verordnung, die eine ökologische und nachhaltige Bewirtschaftung regelt. Wie wir herausfanden, gab es jedoch schon viele ökologische Verbände vor der Entstehung dieser Richtlinie, welche nun gesetzliche Grundlage jedes sogenannten Biosiegels ist.

Bio ist aber nicht gleich Bio, oder?

Im Prinzip doch, erklärt uns Frau Strässer beim Hofrundgang, denn die Verwendung des Wortes „Bio“ sei gesetzlich geschützt. Aufpassen müssen man jedoch bei Hausmarken großer Ketten: „Die haben mit ökologischem Anbau nicht unbedingt was zu tun.“ Daher lehne auch das Gut Wulffsdorf eine Lieferbindung an große Verkaufsmärkte ab. „Eine ständige Lieferung von Kartoffeln oder Äpfeln können wir einfach nicht garantieren, daher liefern wir an den Biogroßmarkt nur die Waren, die wir gerade ernten können.“

Dann erzählt uns Frau Strässer noch eine interessante Praktik des Hofes: Die Äcker des Guts Wulffsdorf werden homöopathisch bearbeitet. „Man gibt dem Boden Lebendigkeit zurück“ so Frau Strässer. Das Gut Wulffsdorf ist quasi die Waldorfschule unter den Biobauernhöfen. Denn die Idee vom homöopathischen Ackerbau stammt auch vom Erfinder der reformpädagogischen Waldorfschulen, Rudolf Steiner. Er sagte: „Landwirtschaftliche Betriebe müssen wie ein Organismus

funktionieren – also als Kreislauf.“ Dafür rühren in der Nähe der Siloanlagen um die Ecke zwei junge Kerle, ein Azubi und ein Schülerpraktikant, sogenannten Hornmist zusammen. Dieses Ackerpräparat aus natürlichen Inhaltsstoffen hat rein chemisch und biologisch gesehen eigentlich keine Wirkung, verrät uns Frau Strässer. Es ist eher eine spirituelle Sache. Man muss halt dran glauben. Aber das beschreibt wohl auch die ganzen Mitarbeiter des Biobauernhofes am besten: Auf einem Biobauernhof zu arbeiten, das macht man nicht nur um Geld zu verdienen. Das ist schon ein Stück weit Lebenseinstellung. Und diese Art des Lebens und Arbeitens wird hier nun schon seit fast 25 Jahren gepflegt.

Die Biothematik ist in den vergangenen Jahren immer prominenter geworden. Auf Nachfrage erzählt Frau Strässer, dass sie das auf dem Hof recht deutlich merken. Vergangenes Jahr waren über 160 Gruppenführungen für Schulen und Kitas auf dem Hof. Bioprodukte fristen kein Nischendasein mehr, jeder Einkaufsmarkt führt sie mittlerweile. Es gibt ganze Handelsketten, die ausschließlich mit Biowaren handeln. Viele Verbraucher kaufen gar nichts mehr, wo nicht irgendein Biosiegel drauf ist.

Wie ehrlich ist der Bioverbraucher?

Wenn man es ernst mit nachhaltigem und biologisch korrektem Verhalten meine, dürfe man als Verbraucher Obst, Gemüse und andere Naturwaren nur dann konsumieren, wenn sie gerade geerntet werden können. In Supermärkten findet man jedoch auch im Februar bereits Bio-Erdbeeren. Und zwar aus den entferntesten Ecken dieser Welt. Damit erweise man dem biologischen Lebensstil einen Bärendienst, meint Frau Strässer. Am Ende des Tages sind wir sichtlich beeindruckt vom Naturbewusstsein des Guts Wulffsdorf. Wie sehr man im Einklang mit der Natur leben kann und dass Bio mehr als ein Siegel ist, das nehmen wir mit nach Hause.

TEXT: Nora Kaiser – n.kaiser@freihafen.org, Alex Schmelzer – a.schmelzer@freihafen.org, Lukas Sparenborg – l.sparenborg@freihafen.org

Es ist einer der ersten warmen Tage des Jahres. Frühling liegt in der Luft. Und Mist. Wir sind halt auf dem Dorf. Der Biobauernhof, den wir heute besuchen, liegt in Ahrensburg. So fahren wir mit dem Zug etwas raus aus Hamburg. Nur ein paar Schritte von der U-Bahnstation entfernt stehen wir schon in der Prärie. Und zwar auf dem Biobauernhof Gut Wulffsdorf. Warum wir das machen? Kaum woanders geht man so umsichtig mit der Natur um wie hier. Ein imposantes Gelände erwartet uns. Auf einer Seite des Hofes fährt einer der Angestellten mit einer gefüllten Schubkarre herum. Kräuter-Harro sortiert an einer anderen Ecke sei-

ne verschiedenen Kräutertöpfe, die er an die vielen Besucher des Hofes verkauft. Am hinteren Ende des Hofes wird ein Weg neu gepflastert. Dort öffnet nämlich bald eine neue Keramikwerkstatt.

Mehr als Ställe und Viehzeug

Es gibt eine Bäckerei, die das biologisch angebaute Getreide und Obst zu Biobrot und Biokuchen verarbeitet. Es gibt eine eigene Fleischerei und einen überraschend großen und voll ausgestatteten Hofladen. 80 Leute arbeiten auf dem Hof und den angeschlossenen Unternehmen.

Der grüne Vorhang

{ Vor grüner Werbung ist man heute kaum mehr sicher. Überall werden Produkte als besonders klimafreundlich oder nachhaltig angepriesen. Ist das zu viel des Guten? Wie Greenwashing funktioniert und warum es Unternehmen immer wieder falsch machen.

Papa, du sagst doch, du machst was für die Umwelt“, sagt ein Junge zu seinem Vater während einer Zugfahrt. Der Vater lächelt bloß und balanciert seine grüne Bahncard zwischen den Fingern. Jetzt könne jeder etwas für die nächste Generation tun, denn Bahncardbesitzer führen jetzt mit 100 Prozent Ökostrom! Nach eigenen Angaben hat die Deutsche Bahn damit „einen Meilenstein in Sachen Klimaschutz gesetzt.“

Zum ersten April 2013 hat das Unternehmen den Fernverkehr zu 100 Prozent auf Ökostrom umgestellt. Das erfährt der Kunde auf fast jeder aktuellen Anzeige. Selbst herausfinden muss er

hingegen, dass laut dem statistischen Bundesamt im Jahr 2011 2,4 Milliarden Fahrgäste mit dem Nahverkehr und nur 120 Millionen Kunden mit dem Fernverkehr der Deutschen Bahn gefahren sind. Selbst herausfinden muss der Kunde auch, dass der von der Bahn eingekaufte Ökostrom zum Großteil aus Wasserkraftwerken von RWE und Eon kommt. Diese Wasserkraftwerke laufen teilweise schon seit Jahren. Somit verbessert sich zwar der Strommix bei der Deutschen Bahn, für Deutschland verschlechtert sich der Mix aber in gleichem Maße. Zum Vergleich: Die Deutsche Bahn verbraucht im Jahr ungefähr so viel Energie wie die gesamte Stadt Berlin. Nur

ein kleiner Teil der Gesamtenergie kommt aus 48 Windrädern in Niedersachsen und Brandenburg. Der (positive) Klimaeffekt geht somit gegen null. Ist das ein Meilenstein oder eher ein Quantensprung? Zusätzlichen Umweltnutzen könnte die Bahn erreichen, indem sie klimafreundliche Innovationen fördert. Das geschieht parallel auch mit einem Fonds, in den ein paar Cents pro verkaufter Bahncard fließen. Bisher sind 500.000 Euro davon in ein Hybridkraftwerk in der Uckermark, das überschüssigen Strom speichern und so das Stromnetz stabilisieren kann, geflossen. Das Werbebudget für die grüne Bahncard beträgt sicherlich ein Vielfaches davon.



Was genau ist Greenwashing?

Viele Menschen fühlen sich durch solche Werbung getäuscht. Die Gesellschaft für Konsumforschung hat mit einer Studie herausgefunden, dass 80,1 Prozent der Deutschen gegen sogenanntes Greenwashing sind und meinen, dass Unternehmen ihr Engagement stichhaltig beweisen sollen. Greenwashing – Grünwäscherei – ist laut Lobbycontrol, einer Transparenzinitiative, bewusste Verbrauchertäuschung, indem man ein grünes Image vermittelt, ohne entsprechende Maßnahmen in der Wertschöpfung zu ergreifen. Dass Verbraucher durch die Bahncard-Kampagne in die Irre geführt werden, lässt sich nicht ausschließen.

Viele Unternehmen reagieren auf den Trend, sich nachhaltig und klimabewusst zu geben. Denn Konsumenten scheinen mittlerweile mehr darauf zu achten, wie die Unternehmen wirtschaften. Längst findet man für fast alle Bereiche des Lebens Werbung, die Nachhaltigkeit und Klimaverträglichkeit verspricht. RWE wirbt mit dem Klimariesen, der durchs Land stampft und Windräder aufstellt, Lidl und Kaiser's Tengelmann ködern mit kompostierbaren Plastiktüten und Tetra-Pak macht mit besonders recyclebaren Verpackungen Reklame, die zum Großteil aus nachwachsenden Ressourcen bestünden. Supermärkte wie Rewe führen Bio-Produktlinien für die Massen ein und sogar Tabak wird dieser Tage groß mit „ohne Zusätze“ angepriesen. Eine der bekanntesten dieser Werbestrategien fährt Krombacher seit Jahren mit dem Regenwaldprojekt, im Volksmund auch bekannt als „Saufen für den Regenwald“. Von jedem verkauften Kasten spendet die Brauerei einen Kleinteil für den Erhalt der Regenwälder. 2012 spendete Krombacher mit einer Kronkorkenaktion 2,1 Millionen Euro. Der Gesamtumsatz von Krombacher betrug im gleichen Jahr 554,5 Millionen Euro.

Greenwashing kann man erkennen

Oft seien es Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und kritische Verbraucher, die behaupten, dass Firmen bewusst unsoziale und unökologische Geschäftspraktiken vertuschen wollen, meint Martina Hoffhaus auf der Internetseite preport.de. Hoffhaus ist die Inhaberin von [messagepool](http://messagepool.de), einem Beratungsunternehmen für Nachhaltigkeitskommunikation. Die NGO Lobbycontrol setzt sich beispielsweise dafür ein, dass die Einflussnahme von Lobbyisten und anderen Interessenvertretern für alle Menschen sichtbar wird. Organisationen wie Lobbycontrol und Greenpeace prangern im Internet auch Marketingkampagnen und Geschäftsstrategien von

Unternehmen an, die Greenwashing betreiben. So hat Greenpeace vier Kategorien festgelegt, woran man Greenwashing erkennen kann:

1. Schmutziges Kerngeschäft hinter grünen Maßnahmen verbergen,
2. Mehr in grüne Werbung als tatsächlich in den Umweltschutz zu investieren,
3. Sich grün und sozial zeigen, hinterrücks jedoch eine knallharte Lobbypolitik fahren, um kontrollierende Gesetzgebung zu verhindern,
4. Sich mit etwas brüsten, das gesetzlich vorgeschrieben ist, zum Beispiel „FCKW-frei“ – das Treibgas ist sowieso seit 1995 verboten.

Der grüne RWE-Riese verschweigt der Öffentlichkeit, dass RWE einer der größten Treibhausgasproduzenten Europas ist. Bei ihm sind auch keine Atomkraftwerke zu sehen, nur Wind- und Wasserkraftwerke. Kritiker klagen, dass RWE sein „schmutziges“ Kerngeschäft hinter grünen Maßnahmen versteckt.

Auch für Unternehmen gefährlich

„Greenwashing birgt die Gefahr, den Verbraucher zu täuschen und somit die Nachfrage nach umweltfreundlicheren und sozial korrekteren Produkten zu unterlaufen“, sagt Hoffhaus: „Es gefährdet das Ansehen von Marken und führt zum Vertrauensverlust von Produkten, teilweise sogar zu Boykotten.“ Doch viele würden ihrer Ansicht nach nicht wissentlich täuschen. Sie verstünden nichts von der Komplexität von Nachhaltigkeitskommunikation. Ökologisches und soziales Engagement zu vermitteln sei in Deutschland noch absolutes Neuland. Hoffhaus erklärt weiter: „CSR-Kommunikation (siehe Infokasten) dürfe nicht als klassische PR betrachtet werden, sondern müsse tief in die Strategie eines Unternehmens verankert werden. Dafür muss die Chefetage und nicht allein die PR-Abteilung verantwortlich sein.“ Unternehmen unterschätzen die Macht der neuen Medien und die Kraft, die NGOs dadurch bekommen, Missstände anzuprangern.

So werden Werbevideos wie das vom grünen Riesen oder der grünen Bahncard von Bloggern hinterleuchtet, auseinandergenommen und in Netzwerken geteilt. Schneller als gedacht heißt es, ein Unternehmen versuche seine Kunden zu täuschen.

Hoffhaus empfiehlt: „Erst die Hausaufgaben machen und dann kommunizieren.“ Sie hofft deshalb für die Zukunft auf transparentere Informationen von Seiten der Unternehmen. Denn unser ökologischer Fußabdruck sei so groß, dass wir dringend eine angemessenere Kommunikation benötigten. „Das Netz vergisst nichts, ganz

abgesehen von Internetseiten wie der der Public Eye Awards, die unverantwortliche Unternehmen öffentlich anprangern. Zukünftig wird der Druck auf Unternehmen wachsen, CSR-Werbung und Kampagnen professioneller anzugehen. Verbände wie die Verbraucherzentrale strafen schon heute erfolgreich bekannte Unternehmen ab“, so Hoffhaus.

Für Interessierte veröffentlichen Unternehmen Nachhaltigkeitsberichte. Wer wissen will, wie bei McDonald's die Bouletten in den Burger kommen, könnte sich jederzeit mit der Lektüre auseinandersetzen. Es bleibt aber die Frage, wie viele Konsumenten das auch tun.

TEXT:

Morten Luchtman – m.luchtman@freihafen.org

FOTO: Christian Beilborn / www.jugendfotos.de,
CC-Lizenz (BY 2.0 DE)

MONTAGE:

Antonia Buresch – a.buresch@freihafen.org,

Lennart Häusser – l.hauesser@freihafen.org



Corporate Social Responsibility (CSR)

CSR bedeutet so viel wie die soziale und gesellschaftliche Verantwortung eines Unternehmens. Die Unternehmen nehmen diese Verantwortung freiwillig wahr und möchten über die gesetzlichen Verpflichtungen hinaus zu einer nachhaltigen Entwicklung beitragen. CSR-Berichte werden oft jährlich herausgegeben und geben Auskunft über das Handeln und Wirken von Unternehmen.



Online

Weitere Hintergrundinformationen, Links und bunte Werbevideos haben wir online gesammelt.



www.freihafen.org/?p=2482

Tomorrow Never Knows

{ Es ist in jedermanns Kopf: das Leben zu leben, „Carpe Diem“ (Nutze den Tag) oder „yolo“ (you only live once) heißt es.

Doch machen wir im Endeffekt nicht das Gegenteil, indem wir uns jeden Tag nach Morgen ausrichten, vorausschauend auf Gesundheit achten und nach einem langen Leben streben um ein fernes Morgen noch zu erleben?

Zugegeben, das unermüdliche Streben des Menschen nach Vollendung und den Traum von Unsterblichkeit gab es schon immer. Schließlich haben sich einst auch die alten Römer ihre Helden gesucht, welche ewige Legenden und das Idealbild der damaligen Gesellschaft darstellten. Während heute Statussymbole wie Autos, das eigene Haus und allgemein materielle Werte das Idealbild bilden, ist eins gewissermaßen gleich geblieben: Erfolg macht sexy und mächtig. Wenn man sich nun nach solch einer Ideologie richtet, bleibt doch die Frage nach der verblei-

benden Lebensqualität, denn um heute ein Held zu werden, gehen wir ins Fitnessstudio und folgen eifrig dem Biotrend. Eine ausgewogene Ernährung, Proteine und zahlreiche Diäten stehen auf dem täglichen Ablauf und sorgen irgendwann für das perfekte Auftreten. Jeder kämpft unermüdlich um soziale Anerkennung, mancher kriecht den Vorgesetzten in den Arsch, will Karriere machen und zieht dies dem Privatleben vor. Wir leben vorausschauend, damit wir eines Tages in finanzieller Sicherheit leben und als Rentner keine Sorgen mehr haben.

Dieser ganze Prozess soll nun „das Leben“ sein?

Auf alle schönen Dinge im Leben verzichten, um ein fernes Morgen noch zu erleben? Ist dieses

Verhalten nicht viel mehr ein Überleben, ein „Wartungsprozess“ der das lange Bestehen ermöglicht? Was aber, wenn wir uns diese Freiheit des unbeschwerten Lebens, welche wir demnach erst als Rentner erlangen, also das Carpe Diem, schon jetzt nehmen.

Verspotten wir nicht das Leben, indem wir nicht jeden Tag einzeln wahrnehmen, ihn für Neues nutzen und genießen. Dieses Leben, in dem man das tut, was man wirklich möchte und was einem lebenswert erscheint. Ich muss dafür doch nicht alt werden, wenn ich mir die Freiheit mein Leben zu entfalten jetzt schon nehme.

An einem Sommerabend sitzt man mit einem Glas Wein am Elbstrand, die Sonne geht unter und man zündet sich eine Zigarette an. Nachdenklich guckt man in die Ferne und genießt den Augenblick, der einem unvergänglich erscheint. Dank der heutigen Bildung und den unübersehbaren Schriftzüge auf den Zigarettenverpackungen ist man sich bewusst, was das Rauchen für Konsequenzen mit sich zieht. Alkohol zieht Leberprobleme mit sich und fettiges Essen mit dem Stoffwechsel.

Sollte man auf die schönen Momente im Leben verzichten?

Für uns selbst können wir das frei entscheiden. Aber rechtfertigt das Carpe Diem, auch auf Kosten von anderen zu Leben?

Indem man zum Beispiel, um es sich gut gehen zu lassen, billig produzierte Produkte aus Fernost kauft oder die Klimaerwärmung durch konventionelle Lebensmittelproduktion unterstützt. Ich stell mir vor, wer einmal Kinder unter schlimmsten Bedingungen hat arbeiten gesehen und weiß, was menschliches Leid wirklich bedeutet; wer den Geschmack von heimischen Tomaten hat kosten können und weiß, wie viel CO₂ für den Import freigesetzt wird, der ist sich seines Handelns bewusst.

Wir können es in unser westlichen Gesellschaft wohl kaum vermeiden auf Kosten von anderen zu leben, allein schon weil die Produktion in Billiglohnländern günstiger ist, als die Heimische. Jedoch kann man ein Bewusstsein dafür entwickeln, ob wir dem Carpe Diem oder einem Lebensplan folgen. Entscheidend ist letzten Endes, dass wir unser Leben und unsere Entscheidungsmöglichkeiten zu schätzen wissen.

Anzeige

MÖBEL MIT WG-ERFAHRUNG.

STILBRUCH hat gut erhaltene Möbel plus exzentrischen Hausrat, schräge Klamotten und einiges mehr für euch. Alles in der Praxis bewährt und deshalb übertrieben günstig.



STILBRUCH Altona
Ruhstraße 51
Mo.–Sa. 10–18 Uhr

STILBRUCH Wandsbek
Helbingstraße 63
Mo.–Sa. 10–18 Uhr

stilbruch

Das Kaufhaus für Modernes von gestern
www.stilbruch.de



TEXT: Lennart Häusser – l.hauesser@freihafen.org

Mit bio eben die Welt retten?

Eine Bio-Traube könnte als bestes Beispiel einer umsichtigen Ernährung gelten. Doch kann es wirklich besser sein, wenn sie aus Chile kommt und viele Flugmeilen auf dem Buckel hat?

Das staatliche Bio-Siegel verspricht ein ökologisch einwandfrei hergestelltes Produkt. Begonnen hat der breite Vertrieb von Bio-Lebensmitteln in den Neunzigern. Mit der Einführung des Bio-Siegels 2001 wurde ein einheitliches Qualitätsmerkmal geschaffen. Zu dessen Kriterien gehört unter anderem die Erhaltung der Fruchtbarkeit des Bodens und der Verzicht auf Gentechnik. Auch in der Klimabilanz schlägt sich der Unterschied zum normalen Produkt nieder. Laut einer Studie des österreichischen Forschungsinstituts für biologischen Landbau entstehen bei der Herstellung von Bio-Milchprodukten bis zu 21 Prozent weniger Treibhausgasemissionen pro Kilo, bei Gemüse bis zu 35 Prozent weniger und bei Geflügel sogar bis zu 50 Prozent weniger CO₂ pro Kilo. Der Grund hierfür ist die Vermeidung von Stickstoff-Mineraldünger, die Humusanreicherung in Bio-Ackerböden, die zusätzlich CO₂ bindet und der Verzicht auf importiertes Soja in Futtermitteln. Doch mittlerweile ist Bio kein Nischenprodukt mehr – Bio ist Trend. Gerade nach diversen Skandalen mit Dioxin in Eiern oder wiehernder Lasagne steigt das

Bedürfnis, wieder mit gutem Gewissen einzukaufen. Und so hat mittlerweile jeder Supermarkt biologisch angebaute Produkte im Sortiment, und selbst viele Discounter besitzen eine eigene Öko-Produktlinie. Dass es den Anbietern damit nur um unsere Gesundheit und die Erhaltung der Umwelt geht, ist aber anzuzweifeln. Denn aufgrund der vermeintlichen Vorteile der Bio-Produkte sind die Verbraucher auch bereit, den höheren Preis zu zahlen, der durch

Obst aus Übersee verursacht 7,5 Kilo CO₂-Austoß, deutsches Obst nur wenige Gramm

den aufwendigeren Anbau entsteht. 2012 gaben die Deutschen insgesamt 7,04 Milliarden Euro für Bio-Lebensmittel aus, was einem Anteil von 3,9 Prozent am gesamten Lebensmittelmarkt entspricht. Allerdings kann diese hohe Nachfrage, gerade unter dem herrschenden Preisdruck der Discounter, gar nicht mehr von den deutschen Biobauern gedeckt werden, und so wird ein großer Teil der Biolebensmittel importiert. So kommen bereits 50 Prozent der verkauften Bio-Äpfel nicht aus Deutschland, sondern aus Italien, Argentinien oder Neuseeland. Auch die Bio-Banane wächst nicht in deutschen Gefilden, hier liegt die Importrate natürlich bei 100 Prozent.

Mit den längeren Transportwegen steigen aber auch die CO₂-Emissionen, was die Vorteile der biologischen Herstellung zunichte macht. Die ökologisch korrekt hergestellte chilenische Traube zum Beispiel hat bei ihrer Ankunft im deutschen Supermarkt bereits über 12.000 Kilometer zurückgelegt. Das bedeutet Emissionen von 7,41 kg CO₂/Kilo Trauben – bei regional hergestellten Früchten würden auf das Kilo nur 8,89 Gramm kommen.

Auch haben wir uns mittlerweile daran gewöhnt, jede Art von Obst und Gemüse zu jeder Jahreszeit zu bekommen. Wenn man den Aspekt der Saisonalität missachtet und beispielsweise deutschen Spargel im Oktober kauft, sind die CO₂-Emissionen ebenfalls nicht verringert. Den das Gemüse verbrachte seit der Erntezeit im Mai die Monate im Kühlhaus oder stammt aus Treibhäusern, die einen enormen Energieverbrauch haben.

Doch natürlich ist es trotzdem möglich, sich umsichtig und umweltschonend zu ernähren – solange man die goldene Formel aus bio + regional + saisonal beachtet.

TEXT: Ivana Sokola – i.sokola@freihafen.org

Auch Handys wollen fair sein

Ein Leben ohne Mobiltelefone ist heutzutage für kaum jemanden noch vorstellbar. Vor allem das Milliardengeschäft mit den „Smartphones“ boomt. Warum die Herstellung unserer Handys so gefährlich ist, wissen leider nur die wenigsten.

Neben Fairtrade-Kaffee und -Obst soll nun jetzt auch ein so genanntes „FairPhone“ auf den Markt gebracht werden. Ein niederländisches Designteam entwickelt den Prototypen eines fair produzierten Handys. Dabei geht es insbesondere darum, die blutigen Konflikte in Bürgerkriegsregionen durch den Handel mit Rohstoffen wie zum Beispiel dem Erz Coltan nicht mehr zu unterstützen.

„FairPhone is a step-by-step journey“, wirbt Gründer und Vorstandsmitglied Peter van der Mark auf der aktuellen Homepage. Die aktuellen Zustände, unter denen unsere Smartphones produziert werden sind katastrophal. Nicht umsonst heißt es, dass an jedem Handy Blut klebe.

In den Minen des Kongos beispielsweise befindet sich jenes Erz, aus dem das seltene und für die Herstellung elektronischer Geräte unentbehrliche Metall Tantal gewonnen wird. Aufgrund der Seltenheit besteht eine sehr große Nachfrage nach dem „afrikanischen Gold“, denn eine Alternative zu Tantal gibt es nicht und mehr als die Hälfte des Erzes hat seinen Ursprung in Afrika. Der Abbau und Verkauf dieser

Rohstoffe fördern die Bürgerkriege in solchen Regionen massiv. Die sich bekriegenden Parteien versuchen immer wieder die illegalen Minen, aus denen die Bodenschätze gewonnen werden, zu erobern. Das Geld des Rohstoffverkaufs dient maßgeblich der Beschaffung neuer Waffen. Es ist ein nie endender Teufelskreis.

Durch das FairPhone sollen Alternativen initiiert werden und der Handel mit Betreibern illegaler Minen unterbunden werden. Eine Gesteinsanalyse könnte hierbei mehr als nur hilfreich sein. So kann man unter sehr aufwendigen Verfahren relativ zuverlässig bestimmen, aus welchen Regionen die Bodenschätze stammen. Die Amsterdamer FairPhone-Entwickler sehen dieses Verfahren als eine Chance, Handys so fair wie möglich produzieren zu lassen. Dabei setzen sie vor allem auf die Zusammenarbeit mit anderen Initiativen, welche ebenfalls darauf bedacht sind, nur jene Rohstoffe zu beziehen, die unter fairen Arbeitsbedingungen gewonnen werden. Andere Stoffe wie zum Beispiel Gold sollen in Kooperation mit Initiativen wie „Fairgold“ erworben werden.

Noch befindet sich alles in der Entwicklung, ein „fairer“ Handy existiert bis dato also nicht.

Ein Anfang?

Dass das Siegel „Fairtrade“ nichts Neues ist, wissen die meisten. Immer mehr Unternehmen versuchen sich den oft vermeintlich „fairen“ Stempel aufzudrücken und suggerieren somit ein sauberes Image. Selten hat man als Konsument einen genauen Durchblick.

Dennoch könnte das „FairPhone“ ein guter Anfang sein – ein gewagter Schritt in eine bessere Zukunft. Inwiefern auch der Verbraucher sicher sein kann, dass die Rohstoffe aus zertifizierten Minen stammen, ist weitgehend unklar. Ebenso gibt es auch noch keine konkreteren Informationen zur Weiterverarbeitung der Handys.

Laut Spiegel Online soll das FairPhone um die 250 bis 300 Euro kosten und mit einem Android-Betriebssystem laufen. Mit Unternehmen wie T-Mobile oder Vodafone verhandelt man schon.

TEXT: Derya Demir – d.demir@freihafen.org

FOTO: Lennart Häusser – l.haeusser@freihafen.org

Gleiche Unterschiede

{ Das Buch „Allah Unser: Der Dialog“ ist keine Zusammenstellung wissenschaftlicher Aussagen über den Islam oder das Christentum.

Die Muslima Alisa Ljajic und die Katholikin Britta Mühl dokumentieren einen Austausch über große Fragen des Lebens, über Ansätze und Vorbehalte der jeweiligen Religion und kommen auf einleuchtende Weise zu dem Ergebnis, dass Koran und Bibel das Gleiche wollen: Den Menschen auf seinem persönlichen Weg zu Gott inspirieren.

Ihr begegnet einander tolerant und offen. Warum gelingt das so vielen gläubigen Menschen nicht?

Britta: Ich glaube, dass viele Menschen Angst vor Vielfalt haben. Sie fürchten, ihren eigenen Glauben zu verlieren oder aufgeben zu müssen, wenn sie mit jemand anderem in Dialog treten. Aber im Dialog geht es ja darum, Gemeinsamkeiten zu entdecken und auch Unterschiede zu würdigen.

Alisa: Ich glaube, es liegt daran, dass Religion oft auch zu anderen Zwecken verwendet wird und so ein Fanatismus entsteht, der die andere Weltanschauung nicht zulässt.

Die Hauptbotschaft eures Buches besteht

auch darin, Parallelen zwischen euren Religionen aufzuzeigen. So ist es unter anderem im Kapitel „Leben nach dem Tod“. Freut ihr euch über solche Erlebnisse?

Alisa: Ja, auf jeden Fall. Vor allem, wenn man bemerkt, dass Koran und Bibel auch im Bezug auf das Leben nach dem Tod das Selbe wollen: Angst nehmen. Die Vorstellung vom Paradies hilft mir, mit meinen Gedanken an den Tod zu-rechtzukommen.

Britta: Was auch auffällt, ist, dass wir ähnliche Gefühle haben, zum Beispiel wenn wir beten. So etwas hat uns besonders gefreut.

Im Kapitel „Sinn des Lebens“ heißt es: „Wer nie innehält, dem rinnt die Zeit durch die Finger, und danach fragt er sich, wozu das alles gut war.“ Schwingt da ein gewisses Gesellschaftsbild mit?

Alisa: Richtig. Die Menschen verfolgen heute das Ziel, ständig perfekt zu sein und denken, sie haben keine Zeit mehr. Deswegen fangen viele an zu rennen und verlieren die Zeit dabei vollkommen. In dem Moment hört man Gott gar nicht mehr und wird zum Egoisten, der sich nicht

für seine Mitmenschen interessiert.

Ein Weg aus diesem schnellen Leben zu entkommen, kann die Liebe sein. Ihr führt beide eine Beziehung, wie geht ihr mit Zweifeln um?

Alisa: Ich glaube, es gibt einen Menschen auf der Welt, den Gott für einen erkoren hat. Den habe ich gefunden und ganz ehrlich: Ich habe keine Zweifel. Wo ich herkomme, gibt es kaum Scheidungen. Wenn man sich füreinander entschieden hat, bleibt man auch zusammen, in guten und in schlechten Zeiten.

Britta: Ich habe viele Scheidungen erlebt, aber mich trägt ein gewisses Gottvertrauen. Das heißt, dass ich mir viel Mühe gebe in meiner Beziehung, aber auch hoffe, dass Gott uns auf unserem Weg begleitet.

Im Kapitel „Leid“ gibt es eine Frage, die viele Menschen beschäftigt: Warum lässt ein Gott Leid, Kriege und Verbrechen zu?

Britta: Wir Christen glauben, dass Gott die Menschen in Freiheit geschaffen hat und deshalb kann es zu zwischenmenschlichen Konflikten wie Kriegen kommen. Gott will das nicht, er greift aber auch nicht ein.

Aber wie erklärt ihr Phänomene wie Naturkatastrophen oder schwere Krankheiten?

Britta: Das sind Dinge, die mich oft zum Zweifeln gebracht haben. Es gibt aber eine Geschichte, die eine Erklärung dafür findet. In der geht es um einen Menschen, der in einem dunklen Loch sitzt, weil er Leid empfindet. Gott zieht ihn nicht heraus, weil der Mensch sonst in seinem Leben nicht mit Herausforderungen umgehen könnte. Stattdessen setzt er sich zu ihm in das Loch und versucht mit ihm zusammen, das Leid zu bewältigen.

Alisa: Im Islam sagt man, dass es eine Gerechtigkeit gibt, die sich erst vollkommen im Jenseits manifestiert. Wenn ein Mensch zum Beispiel auf brutale Art stirbt, gehen wir davon aus, dass ein gerechtes Urteil im Jenseits waltet.

Im Kapitel „Vorbehalte“ räumt ihr mit vielem auf, auch mit dem Dschihad. Für dich, Alisa, bedeutet Dschihad nicht „der heilige Krieg“.

Alisa: Das ist ein sensibles Thema, das seit dem 11. September anders ausgelegt wird. Dabei bedeutet Dschihad übersetzt Anstrengung und meint historisch die islamische Expansion von



FOTO: edition a

Unterhalten sich über Gott: Alisa Ljajic und Britta Mühl

635 bis ins 8. Jahrhundert. Das kann man mit den Kreuzzügen im Christentum vergleichen. Heutzutage bedeutet der Dschihad die Bemühung der Muslime, Gott nah zu sein, freundlich mit den Mitmenschen umzugehen, also zu versuchen, ein guter Mensch zu sein.

Ärgert es dich denn, wenn in der Öffentlichkeit ein so anderes Bild vom heiligen Krieg projiziert wird?

Alisa: Natürlich ist das ärgerlich. Gerade Ereignisse wie die Anschläge des 11. Septembers haben nichts mit dem Islam zu tun. Diese „Islamisten“, wie sie genannt werden, sind keine Muslime sondern Fundamentalisten und können sich auch nicht auf den Koran berufen. Sie gehören allenfalls einer Sekte an.

Ein weiteres Thema in „Vorbehalte“ ist der Zölibat. Wie seht ihr die Entwicklung dieser Tradition?

Britta: Ich merke, dass es vielen katholischen Priestern schwer fällt, allein aus der Liebe Gottes zu leben, zum Beispiel, weil keiner auf sie wartet, wenn sie nach Hause kommen. Auf jeden Fall steht das Thema auch im Hinblick auf die Missbrauchsfälle im Zentrum der Diskussionen; ich glaube aber nicht, dass es den Zölibat in absehbarer Zeit nicht mehr geben wird.

Alisa: Mich haben die Missbrauchsfälle sehr schockiert, gerade von Menschen, die sich in den Dienst Gottes stellen. Ich verstehe nicht, warum die Priester den natürlichen Schöpfungsauftrag nicht erfüllen dürfen. Trotzdem würde ich diese Tradition niemals verurteilen.

Und genau davon lebt euer Buch. Die Toleranz und das Interesse, mit dem ihr aufeinander zugeht. Ihr brecht Mauern zwischen den Religionen auf und räumt Missverständnisse aus dem Weg. Danke dafür.

Die Fragen stellte Kathy Schucht.

i Allah Unser. Der Dialog.

Zwei Studentinnen treffen sich im Zug und unterhalten sich über Koran und Bibel, Allah und Gott.

Verlag: edition a
ISBN: 978-3990010549
Preis: 14,90 Euro

@ Online

Mathias Birsens berichtet über die Diskussion um eine islamische Amtskirche in Deutschland. Es diskutierten im KörperFourm unter anderem Günther Beckstein und Aiman Mazyek.

www.freihafen.org/?p=2456



Der Mitläufer

Mitläufer sein, das lohnt sich hier! FREIHAFEN stellt in der Mitläufer-Serie Organisationen, Vereine und Projekte vor, in denen ihr euch einbringen könnt. Dieses Mal: AFS Intercultural Learning

Schüleraustauschprogramme, Work-And-Travel oder Freiwilligendienste im Ausland. Weit entfernte Länder sind längst nicht mehr unerreichbar. AFS Intercultural Learning ist eine der größten Austauschorganisationen weltweit und bietet interkulturelle Austauschprogramme an.

AFS steht für American Field Services und war ursprünglich ein amerikanische Hilfsorganisation, die Sanitätstransporte gemacht haben. Heute gibt es in vielen Ländern eigene Ableger, wie AFS Interkulturelle Begegnungen e.V., die in Hamburg ihre Zentrale haben.

Mit AFS kann man schon als Schüler ins Ausland fahren oder an Kurzaustausch machen. Außerdem bietet AFS Langzeit-Freiwilligendienste wie das Weltwärts-Programm oder das Community-Service-Programm (CSP) für junge Erwachsene an. Die Programme sind von der Grundstruktur her ähnlich aufgebaut: Man geht für eine gewisse Zeit ins Ausland, lebt in einer Gastfamilie und lernt Land, Kultur und Leute kennen. Das CSP und das Weltwärts-Programm entscheiden sich insofern von den Schülerprogrammen, in dem den Teilnehmern mehr Freiheiten gegeben werden und von ihnen mehr Eigenverantwortung gefordert wird. Die Teilnehmer arbeiten in lokalen Projekten, als Englischlehrer, Sportgruppenleiter oder Pfleger in Alten- oder Behindertenheimen.

Diese Austauschprogramme eignen sich gut um den sogenannten „Blick über den Tellerrand“ zu wagen. Denn obwohl man oftmals einzeln in Gastfamilie und Projekt gesteckt wird, wird man

von AFS nie allein gelassen. Man bekommt eine professionelle Vor- und Nachbereitung, steht mit anderen Freiwilligen in Kontakt und trifft sich vor Ort in Workcamps, um über die Erlebnisse zu reflektieren. Besonders das weltwärts-Programm legt dabei besonderen Wert auf Entwicklungspolitik. Nicht dass, man selbst Entwicklungshilfe mit diesem Dienst leisten würde, doch man macht sich während dieser Zeit viele Gedanken über die Unterschiede in der Welt und wie man etwas verbessern könnte.

Doch im Mittelpunkt steht der Austausch mit andern Menschen. AFS sucht nicht nur Freiwillige, die in ferne Länder reisen wollen, sondern auch junge Menschen die Lust haben, für ausländische Freiwillige deren Aufenthalt in Deutschland zu planen. Oder noch besser: Familien, die bereit sind einen ausländischen Freiwilligen oder Schüler bei sich zu Hause aufzunehmen. Denn man muss nicht einmal um die Welt reisen, um sich ein bisschen peruanischen Flair oder indische Freundlichkeit ins eigene Wohnzimmer zu holen.

TEXT & FOTO: Morten Luchtmann
– m.luchtmann@freihafen.org



AFS

AFS Interkulturelle Begegnungen
Friedensallee 48
22765 Hamburg
Telefon: 040 399222-0
E-Mail: info@afs.de
Web: www.afs.de



Morten Luchtmann war selbst mit AFS in Indien.

Wehrlosigkeit

Seit ungefähr einem Jahr ist Axel Opfer von Cyberstalkern, die ihm und seinem Umfeld das Leben zur Hölle machen. Zu Beginn des Psychoterrors stand eine simple Nachricht auf Facebook.

Über Besuch von der Polizei freut sich nicht jeder. Doch als der Gitarrenlehrer Ralf-Axel Krause, 48, an diesem Morgen die Tür öffnet und in die altbekannten Gesichter der beiden Polizisten blickt, schenkt er ihnen ein hoffnungsvolles Lächeln. Bringen die Polizisten Neuigkeiten über Fortschritte in seinem Fall? Die bittere Ernüchterung lässt nicht lange auf sich warten: Was die Beamten ihm präsentieren, ist ein Abschiedsbrief, in dem seine Lebensgefährtin und er selbst ihren Selbstmord ankündigen. Die Polizei sorgt sich: „Geht es Ihnen gut?“ Axel geht es gar nicht gut. Seit zwei Jahren ist er Cyberstalkern ausgeliefert. Begonnen haben sie mit einer einfachen, aber angsteinflößenden Nachricht auf Facebook: „Wir beobachten dich sehr genau, du dreckiges Pädophilenschwein, und eines kannst du uns glauben, wenn du nicht verschwindest, können dir schlimme Unfälle passieren.“ Für Axel kam diese Anschuldigung aus heiterem Himmel: „Ich habe gedacht, ich dreh’ durch. So etwas habe ich noch nie erlebt“, berichtet der gebürtige Westberliner über seine erste Reaktion.

Die Zuversicht schwindet

Aber es blieb nicht bei dieser einen Nachricht, in den folgenden Wochen wurde er immer öfter in sozialen Netzwerken beleidigt und im Internet tauchten Morddrohungen auf. „Ich war wirklich sauer. Und sauer auf Unbekannt ist was richtig Böses, denn du weißt nicht, wohin mit deiner Wut.“ Diesmal erstattete er Anzeige gegen Unbekannt, zunächst noch mit viel Zuversicht. Rechtsanwalt Jan Petersen aus Hamburg kann diesen Schritt nur unterstützen, da eine Anzeige ein Verfahren erst ermöglicht. Doch die Anonymität im Internet erschwert die Ermittlungen. So schwand Axels Hoffnung mit der Zeit, ganz im Gegensatz zum Elan der Täter. Auf das ohnehin schon nervenaufreibende Cybermobbing folgten nun Phantombestellungen in Axels Namen: von Schinken über Erotikartikel bis zu einem in seinem Namen eigens angefertigten Konferenztisch. Manchmal kann er Bestellungen stornieren, doch die Kosten für Rücksendungen muss er tragen. Auch verliert der selbstständige Musiklehrer seine Schüler. Mittlerweile beläuft sich der gesamte geschätzte Schaden auf über 100.000 Euro. Womöglich eine der schlimmsten Erfahrungen waren Telefonattacken mit über 600 Anrufen pro Tag, die eine knappe Woche andauerten. Unter Axels Namen wurden tausende Anbieter

von Kleinanzeigen kontaktiert, die ihn daraufhin zuhauf zurückriefen. „Man braucht nur meine Telefonnummer und eine beliebige E-Mail-Adresse, schon kann man im fremden Namen die Angebote nutzen.“ Mittlerweile ist die Akte bei der Polizei um Axels Fall drei Ordner dick. Alle, die mit den Ermittlungen vertraut sind, können nur den Kopf schütteln über solch extreme Umstände. Auf die Frage, ob ein Umzug eine Möglichkeit ist, reagiert Axel nur noch mit einem frustrierten Achselzucken. „Ich kann nicht von hier wegziehen, die würden mich überall finden. Ich kann mich dem hier nicht entziehen, keine Tür schließen und sagen, ich mache kurz was anderes.“

„Ich bin mehr als urlaubsreif!“

Die Polizisten vor Axels Tür können fürs Erste beruhigt sein, denn anders als in dem Brief angedroht, ist Axel noch weit von einem Selbstmord entfernt. Die Täter hingegen entwickelt unermüdlich neue Maschen, um Axel zu schaden: „Nach wie vor ist jeder neue Angriff ein Schlag in die Magengrube und es bedrückt mich, dass es tatsächlich Leute gibt, die das alles glauben.“ Die Taten haben ihn sehr verändert. Er ist vorsichtiger und skeptischer geworden, zieht sich . Dennoch gibt er nicht auf und lebt sein Leben so gut es geht weiter. „Das alles zieht immens an den Nerven und wenn das je vorbei ist, bin ich mehr als urlaubsreif. Aber vor allem die Beschützerrolle gegenüber meiner Lebensgefährtin hat mich die ganze Zeit über stark bleiben lassen.“

i Stalking

Stalkingfälle dieses Ausmaßes sind bisher selten. Falls die Täter jedoch gefasst werden, müssen sie mit bis zu zehn Jahren Freiheitsstrafe rechnen. Nach fachlichen Einschätzungen handelt es sich im Fall Ralf-Axel Krause um Nachstellung im besonders schweren Fall (§ 238 StGB), mehrfachen Betrug (§ 263 StGB), Verleumdungen (§ 187 StGB) und Beleidigungen (§ 185 StGB).



TEXT: Lynn Janzen – l.janzen@freihafen.org
ILLU: Magda Kreps – m.kreps@freihafen.org

Ein Wahn-Sinn?



Auf sie wird häufig herabgeblickt: langzeitliche Drogenabhängige, deren Sucht offensichtlich ist. Als homogene Gruppe wahrgenommen, wird zwischen den Motiven und Hintergründen der Abhängigen nicht genau differenziert. Dabei vergessen viele, dass mittlerweile auch im Kern der Gesellschaft stark konsumiert wird.

Jeder Mensch ist abhängig – psychisch, physisch, manchmal auch beides; abhängig vom morgendlichen Kaffee, abhängig von alltäglicher Aufmerksamkeit, abhängig von gutem Sex. Einige sind abhängig von illegalen Drogen. Doch während viele Süchte keine sichtbaren Konsequenzen haben, sind Drogenabhängigen von großen gesundheitlichen Schäden und sozialem Abstieg bedroht. Gesellschaftliche Missachtung und ein Leben in der Peripherie gehören zu den häufigsten Resultaten dauerhaften Konsums. Doch wieso wird noch so häufig auf Drogenabhängige herabgeblickt? Ist der Weg vom Kern der Gesellschaft zu ihrem vermeintlichen Rand nicht vielleicht viel kürzer als die meisten ihn denken?

Evelyn* (22) ist sportlich. Sie interessiert sich für Geschichte, achtet penibel auf ihre Ernährung, liebt das Abenteuer. Über ihre ersten Erfahrungen mit illegalen Drogen sprechen wir am Telefon. Sie wirkt locker und ungezwungen während sie berichtet – keine Anzeichen von Scham oder Euphorie schwingen in ihrer Stimme mit. Für sie wurden Drogen Normalität.

Das erste Mal kokste Evelyn, als Freunde ihr das teure, weiße Pulver auf einer Party anboten. Der Gedanke, das Wochenende trotz extremen Schlafmangels hellwach durchfeiern zu können, reizte sie. Da ihre Freunde „ganz normale, anständige Leute und keine Junkies“ gewesen seien, hatte sie wenig Bedenken, als sie das Angebot annahm. Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Plötzlich war sie sorglos, schmerzfrei und voller Energie. Die Musik wurde lauter, die Lichter stärker und Evelyn feierte bis in die Mittagstunden hinein.

Früher war Alkohol der Einstieg, heute sind es die Amphetamine

Dass Kokain kein zarter Feenstaub ist, ist ihr heute bewusst. Anzeichen von Paranoia und Wahnvorstellungen sind einige der unangenehmen Nebenwirkungen, von denen sie erzählt. Für sie besonders unangenehm bleibt nach wie vor das Tief am nächsten Morgen, eine typische Konsequenz nach der Einnahme von Amphetaminen. Die Montage nach den Drogenwochenenden verbrachte Evelyn tendenziell depressiv im Bett. Das ging ungefähr ein halbes Jahr so. Dennoch ist sie bis heute weder abhängig noch in den Konsum „härterer Drogen“ gerutscht. Amphetamine sind für sie ein „Wochenende-Ding“ geblie-

ben, doch gilt das nicht für alle.

„Die Drogenlandschaft hat sich in den letzten Jahren geändert. Früher stiegen die Leute noch eher über Alkohol ein, heute sind die Amphetamine unter den Jugendlichen im Vormarsch“, so eine der behandelnden Suchtmedizinerinnen der Abteilung für Abhängigkeitserkrankungen der Asklepios-Klinik Nord in Hamburg-Ochsenzoll. Laut ihrer Aussage sind die Behandelten in der Regel zwischen 30 bis 40 Jahre alt und nahmen bereits im Jugendalter Drogen. In der Klinik sind viele, um einen Heroinzug zu machen, doch nur die wenigsten auf Station haben mit dieser Droge angefangen. Obwohl die Ärztin nicht ausschließt, dass einige beim Gelegenheitskonsum von Koks oder Speed bleiben, lassen Berichte wie der von Evelyn bei ihr die Alarmglocken läuten. Zu schnell gewöhne der Konsument sich daran, auf Knopfdruck energiegeladener zu sein.

Neugierde und ein entsprechendes Umfeld wie in dem Beispiel von Evelyn sind typische Gründe für den Erstkonsum von Drogen. Gestalten sich die Lebensumstände des Konsumenten zudem problematisch, steigt die Gefahr in die Abhängigkeit zu rutschen. Je nach Art der Droge und Intensität des Konsums setzt sie unterschiedlich schnell ein. So kann sich Drogenkonsum zu einem fahrenden Zug entwickeln, von dem nur noch schwer abzuspringen ist.

Entgegen gängiger Vorurteile ist Drogensucht für die erfahrene Medizinerin dennoch kein Ausdruck von Schwäche. Zudem warnt sie vor generalisierendem Schubladendenken. Zu viele Einzelfälle haben ihr in ihrer langjährigen Erfahrung gezeigt, wie unzutreffend Stereotypisierungen sind.

Immer wieder stieß sie während ihrer Arbeit auf Gründe für den Drogenkonsum wie Traumata, Akte ausgeprägter Gewalt oder ein unfreiwilliger, illegaler Aufenthalt. Möglicherweise in vielen Punkten ähnlich, variieren die Gründe ihrer Patienten trotzdem von Fall zu Fall. Eine immer wiederkehrende Methode zur Finanzierung der Suchtmittel ist sowohl bei Frauen als auch bei Männern die Prostitution.

Das Ragazza in der Brennerstraße in St. Georg ist eine Anlaufstelle mit integriertem Konsumraum

für drogenabhängige Frauen, die der Prostitution nachgehen. „Die Frage ob, der Drogenkonsum unserer Besucherinnen der Prostitution vorausging oder umgekehrt, ist wie die Frage nach dem Huhn und dem Ei“, sagt Gudrun Greb, Leiterin des Ragazza.



Der Konsumraum ist Baustein der Drogenberatung.

Weshalb konsumiert wird, ist häufig gar nicht mehr klar

In einigen Fällen ebneten schlechte Lebensumstände den Weg in die Prostitution und, auf Grund traumatisierender Erfahrungen und schlechter gesellschaftlicher Stellung, anschließend weiter in die Drogenszene. In dem Konsumraum in der Brennerstraße wird von Amphetaminen bis hin zu Opiaten und Medikamenten nahezu alles konsumiert. „Weshalb konsumiert wird, ist häufig gar nicht mehr klar. Die Lebenssituationen unserer Besucherinnen sind in vielen Fällen derart belastend, dass das primäre Ziel eine veränderte Wahrnehmung ist, die es erlaubt der Realität für einen Moment zu entfliehen“, so Greb.

Nichtsdestotrotz nehme ein Großteil der Konsumentinnen im Ragazza das Angebot der dortigen Drogenberatung von geschultem Fachpersonal in Anspruch. Der Wunsch ein Leben fernab der Abhängigkeit von Suchtmitteln zu führen, besteht also. Doch der Weg dahin ist lang – für einige zu lang.

Jeder Mensch träumt – vom morgendlichen Kaffee, alltäglicher Aufmerksamkeit, von gutem Sex. Einige träumen von einem Leben ohne Drogen. Weshalb jemand träumt, ist für den Außenstehenden oft schwer zu beurteilen. Maßen wir uns deshalb nicht an, wir könnten es.

**TEXT: Janina Granfar – ljanzan@freihafen.org
*) Name von der Redaktion geändert.**



MSC

MSC steht für Marine Stewardship Council. Dieses Siegel bestätigt nachhaltige Fischerei und möchte eine Überfischung der Meere verringern. Dabei müssen drei Kriterien erfüllt werden, um dieses Siegel zu bekommen: 1. Die Fischerei muss nachhaltig sein, das heißt, es darf nur so viel gefangen werden, wie auch „nachwächst“. Wenn eine Region überfischt wurde, muss für die Erholung gesorgt werden.

2. Das Ökosystem im Gesamten muss in Ordnung sein. Hierbei geht es vor allem darum, dass die natürliche Struktur wie zum Beispiel das Zusammenspiel der Arten in Nahrungsketten nicht gestört wird.
 3. Das Geschäftsführung der Firma muss nachhaltig ausgerichtet sein. Das bedeutet, dass Richtlinien von lokalen, nationalen und internationalen Gesetzgebern beachtet werden müssen und ein schnelles Umschwenken bei Veränderungen der Bestände möglich sein muss.
- Kritisiert wird, dass das Siegel beispielsweise schon vergeben würde, wenn lediglich ein Erholungsprogramm für eine überfischte Region bestehe. Auch Grundschieppnetze, bei denen der Meeresgrund und die Lebensgrundlage der Arten beschädigt werden, werde nicht aufgegriffen.

EU-Bio-Siegel

Das EU-Bio-Siegel ist das einzige staatlich kontrollierte Biosiegel für Lebensmittel in Deutschland. Es wird seit 2010 nach der EG-Bio-Verordnung vergeben. Mindestens einmal im Jahr werden sowohl Landwirte als auch Verarbeiter geprüft. In dieser Verordnung steht zum Beispiel, dass ein Produkt zu 95 Prozent aus Bio-Produkten bestehen muss, dass keine künstlichen Farbstoffe, Emulgatoren oder Aromen beigefügt werden dürfen und dass auf Geschmacksverstärker genetisch veränderte Organismen verzichtet wird. Synthetische Pflanzenschutzmittel sind bei der Produktion verboten. Es soll Wirtschaften im Einklang mit der Natur versprechen. Das Siegel ist komplett in grün gehalten und zeigt blattförmig angeordnete Sterne. Früher wurde oft nur das deutsche staatliche Bio-Siegel auf die Verpackungen gedruckt. Das deutsche

Bio-Siegel gewährleistet ebenfalls, dass die Kriterien der EG-Bio-Verordnung eingehalten werden. Seit Juli 2012 ist es Pflicht das deutsche Bio-Siegel in Kombination mit dem europäischen Bio-Siegel abzudrucken.



Demeter

Das Demeter-Siegel ist eins der vielen privaten Produktionsiegel. In der Tradition Rudolf Steiners soll es Produkte aus biologisch-dynamischer Landwirtschaft kennzeichnen. Dabei geht es noch weiter als die EG-Öko-Verordnung: Die Betriebe müssen sich komplett nach den Demeter-Richtlinien umstellen, 95 Prozent der Zutaten von Produkten müssen ökologischen Ursprungs sein, 90 Prozent der Zutaten müssen aus Demeter-Herstellung stammen. Die Betriebe müssen ihren Tierbesitz der Gesamtfläche des Betriebes anpassen und ihr Vieh mit einem fest vorgeschriebenen Anteilen an Biofutter aus Eigenproduktion füttern. Synthetische Düngemittel, chemische Pflanzenschutzmittel, sowie jegliche künstliche Zusatzstoffe sind in Demeter-Produkten verboten.



Sie

Fair-Trade-Siegel:

Dieses Siegel bestätigt fairen Handel und wird meist von nationalen Organisationen vergeben, die im Dachverband Fairtrade Labeling Organizations International zusammengeschlossen sind. Der Standard dieses Siegel besteht im Kern aus folgenden Punkten: 1. Zahlung eines Mindestpreises, welcher die Produktions- und Lebenshaltungskosten der Produzenten deckt. 2. Zahlung einer Sozialprämie, damit Entwicklungsprojekte im ökonomischen und sozialen Bereich möglich werden. 3. Direkter Handel zwischen Produzenten und Abnehmern – ohne Zwischenhändler. 4. Vorfinanzierung und langfristige Lieferbeziehung, wobei auch ökologische Standards wie die Nachhaltigkeit der Ressourcen berücksichtigt wird. Die internationale Zertifizierungsstelle FLO-CERT überprüft regelmäßig Produzenten, Händler und Lizenznehmer. In Deutschland wird dieses Siegel von der Initiative Transfair vergeben.



FSC

FSC steht für Forest Stewardship Council und kümmert sich um eine nachhaltige Forstwirtschaft. Hierbei wurden zehn Richtlinien geschaffen:

1. Forstgesetze und FSC-Richtlinien müssen eingehalten werden, letzteres bedeutet vor allem Nachhaltigkeit.
 2. Nachweisliche Nutzung des Gebiets über einen längeren Zeitraum
 3. Wahrung einheimischer Artenvielfalt
 4. Sicherung des sozialen und ökologischen Wohlergehens des Waldes und seiner Umgebung.
 5. Ökonomische Effizienz und Produktvielfalt
 6. Schutz der Landschaft und anderer Baumarten
 7. Erstellung und Einhaltung eines Bewirtschaftungsplanes, der in sich wiederum nachhaltig sein muss
 8. Ausreichende Dokumentation über Bewirtschaftung und Nachhaltigkeit, welche auch kontrolliert wird
 9. Wälder mit hohem Schutzwert müssen erhalten bleiben
 10. Wünschenswert sind Plantagen als Ergänzung, damit das Gebiet mehr Erholungszeit zukommt.
- Wenn ein Produkt diese Bedingungen zu 100 Prozent erfüllt, trägt das Holz das FSC-Siegel, einen Erklärungssatz und einen Herstellernummer. Wenn diese Bedingungen nicht zu 100 Prozent erfüllt sind, darf das Siegel (inkl. Erklärungssatz und Herstellernummer) nur genutzt werden, wenn eine genaue Prozentzahl angegeben wird. Besonders beim FSC-Siegel ist, dass auch der Nicht-FSC-Anteil Mindestanforderungen hat. So darf beispielsweise Holz, das aus Gebieten mit sozialen Konflikten oder Menschenrechtsverletzungen stammt, mit illegalem Einschlag bearbeitet wurde oder genverändertes Holz enthält, einige FSC-Anforderungen aber erfüllt, das Siegel dennoch nicht tragen.



Blauer Engel

Der Blaue Engel wird seit 1978 vergeben. Er ist ein Umweltzeichen, das Produkte kennzeichnet, die in ihrer jeweiligen Produktklasse besonders umweltfreundlich sind. Im Vergabeprozess sind das Bundesumweltamt, das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, das Deutsche Institut für Gütesicherung und -kennzeichnung und eine Jury aus verschiedenen Vertretern der Ökobranchen beteiligt. Der Blaue Engel prüft jedoch nicht jedes Produkt sondern wird auf Antrag vergeben. Man sollte dabei immer auf den Untertitel achten, der beschreibt, warum das jeweilige Produkt ausgezeichnet ist. Zum Beispiel kann ein Produkt besonders emissionsarm sein oder es lässt sich besonders gut recyceln. Es lässt sich jedoch nicht erkennen, welches von zwei ausgezeichneten Produkten das bessere ist.



TEXT: Morten Luchtman – m.luchtman@freihafen.org
Lukas Sparenborg – l.sparenborg@freihafen.org
GRAFIK: Johanna Rath sack – j.rathsack@freihafen.org

Irgendwo in Hamburg...



Was wir sehen und was wir fühlen sind zwei verschiedene Dinge“, könnte ein berühmter antiker Philosoph einmal gesagt haben. „Nicht ganz“, könnten die seltsamen Marsmännchen auf unserem Bild antworten. Sie sehen nun, was andere zuvor an den Unterseiten ihrer nackten Füße fühlen mussten: angegraute Schaumstoffstücke, verrostete Kronkorken, speckige Plastikteilchen, spitze Schrauben, durchweichte Zigarettenreste, hinterhältige Glasscherben... Ob die Verantwortlichen sahen,

in welchem Ausmaße sie anderer Personen Gefühle verletzen würden, als sie ohne mit der Wimper zu zucken ihren Unrat auf dem ehemals weißen Elbsand plazierten? Zu bezweifeln ist es.

„Wer nicht sehen will, muss fühlen!“, könnte man einwerfen und hoffen, dass Täter gleichermaßen zu barfüßigen Opfern werden, die zwischen reißerischen und aufschneiderischen Hindernissen einen lustigen Tanz auf Zehenspitzen aufführen. Alsbald schlüpfen sie zurück in ihre

Schuhe und beklagen schüttelnden Kopfes die Lage, mit dem Absatz beim Gehen den Abfall ein Stückchen tiefer in den Boden drückend. Bleibt zu hoffen, dass sie eines Tages umsichtiger werden oder sich gar zu den sich bückenden, sammelnden Außerirdischen gesellen, deren Adleraugen hoffentlich nichts entgeht. Zum Wohle der fühlenden Füße.

TEXT & FOTO:
Lynn Janzen – l.janzen@freihafen.org

Seemannsgarn – auf eine Pfeife mit Käpt'n Joke



Er ist über die acht Weltmeere getuckert, hat den Klabaftermann bezwungen und trinkt seinen Selbstgebrannten aus Störtebeckers Schädel. Der Name „Joke“ ist übrigens kein Witz, sondern original ostfriesisch. Diesmal: die Elbharmonie

Moin Kinners!
Ich bin's wieder, der olle Joke. Ich kam grad von 'nem Spaziergang am Hafen, Seeluft schnuppern, wie dat 'n alter Seebär wie ich halt mal machn muss, und da fiel mir wat auf. Da, an nem Anleger weiter wech von den Ander'n, stand ein riesiges Schiff. So eins, wie ich's mein Lebtach noch nich' geseh'n hab. Nu', meine Frau in all'n Ehren, aber so ne Schönheit, die weckt natürlich die Neugier in mir. Ich geh also da hin, und tiger erstmal ein bisschen drumrum, hau hie' und da man auf die Schiffshülle, und nehmt dat Prachtwerk unter die Lupe. Gute Hamburger Handwerkskunst, da kann man nich meckern. Was mich aber verwunderte, dat war, dass der Name von dem Kahn nich vorne am Bug stand, sondern an nem Schild am Anleger. Wat dat nun sollte, das weiß



Nu meint' der Heini zu mir, an welche Preisklasse ich gedacht hätte. Mein Uropa hat immer gesagt, wens ums Geld geht, immer man lieber klein anfangen. Ich drucks also erstmal n bisschen rum, mit'm Geld hat ich's noch nie so, bis ich mich dann auf 3 Heuer die Woche festgelegt hatte. Verpflegung inklusive. Das kam mir ganz vernünftig vor. Nu meint der Zahlmeister zu mir, in so kleinen Preisklassen machen sie nich'. Was dat jetzt genau heißen soll, weiß ich auch nich', aber „nich' klein“, das war mir 'n Begriff. Und auf ein' Schlag wird mir der Anzugträger wieder sympathischer. Und überhaupt, ich muss ja nu' nich mein Fischbrötchen mit dem essen wenn wir auf See sind, nur auf dem seinem Kahn arbeiten. Ich mal mir nu' im Kopf die schönsten zwei Wochen seit

Betonung auf der ersten Silbe: ['jokə] Helgoland letztes Jahr aus, und

schüttel' dem Hein die Hand, da sagt der mir, die erste Rate wär' Anfang nächsten Monats fällig. Ich sach' dem nu' das Geld können sie mir gerne auch erst nach der Fahrt geben, ich nehm's da nich' so genau. Da macht' der auf einmal n' Gesicht als wär' er seekrank. Ich hab' mich auch erstmal umgesehen, ob nich' der Kahn wackelt. Nach n' paar Jahrzehnten auf See merkt man das ja nich' mehr so. Aber ne, ganz anders! Der hat so geguckt weil der von mir Geld sehen wollte! Ich wär fast aus den Socken gefallen. Wo komm' wir denn hier hin?

Bin natürlich sofort raus aus dem Kahn und nach Hause gegangen. Ich war zwar ziemlich angeschickert vom Rum, aber ganz so blöd bin ich dann doch nich. Auch nich, wenn ich ein' zu viel hatte. Also ihr Lieben, um das ganze auf'n Punkt zu bringen, seht euch bloß um, mit wem ihr Geschäfte macht.

Euer Käpt'n Joke

TEXT: Jonah Lara – j.lara@freihafen.org

ich auch nich'. Schöner Name, aber „Elbharmonie“ oder so. Gefiel mir ganz jut. Dat erinnerte mich an Seemannslieder, die ich damals, als ich selber angeheuert hab, gesungen hab: „Ick heff mol en Hamborger Veermaster seen“, „An de Eck von de Steenstroot“, „Fohr mi mal röber“ das war'n meine Harmonien. Nu' packt so 'nen alten Seebär'n auch man das Fernweh', und eh' ich's mich's verseh, bin ich auf der Suche nach dem Heuerbaas von dem Kahn, um für 'n Heuer oder zwei 'ne Woche mitzusegeln. Weniger wegen dem Geld, sondern mehr um mal wieder die Seeluft zu riechen.

Nu kommt da plötzlich der schmierigste Zahlmeister auf mich zu, den ich je gesehn hab. Kein bisschen Salzwasser in den Adern, das steht man fest. Im Anzug obendrein, und vertellt mir jetzt wat von Aussicht hier, und Statik und Inneneinrichtung da. Also sach ich ihm mit allem nötigen Respekt, dass das ja alles schön und gut wär, aber wie das denn mit dem Geld wär. Mittlerweile war mir der Mann nämlich etwas suspekt.

Lässt sich Bio noch vermeiden?

Während sich der Biotrend vor wenigen Jahren noch auf junge Intellektuelle und Gesundheitsfanatiker beschränkte, ist Bio heute eine Massenbewegung. 94 Prozent der deutschen Haushalte kauften 2009 Lebensmittel mit Biozertifikat, wie die Krankenkasse AOK bekannt gibt.

Dass in den Werbepausen selbst Discounter mit Bioangeboten locken, ist längst nicht mehr ungewöhnlich.

Seit Neuestem polieren ebenfalls bekannte Fastfoodketten wie McDonald's ihr Image mit Bio-statements auf. In Frankreich gibt es sogar eine McDonald's-Filiale, die Burger komplett aus ihrer Speisekarte gestrichen hat, wie das Nachrichtenportal ntv online im Februar 2013 berichtete. Stattdessen landet in dem Pariser Viertel La Défense Salat auf den Tablett der hungrigen Besucher. Grünzeug statt Burgern und Pommes in einem Fastfoodrestaurant? Klingt paradox. Wie viel Bio tatsächlich in den Produkten steckt, mag fragwürdig sein. Allerdings scheint es heute nahezu unmöglich, dem Biotrend nicht zu folgen. Die Zukunft ist grün, jedenfalls dann, wenn man der Werbung traut. Bewusst zu Bio zu greifen besänftigt das schlechte Gewissen zahlreicher Produzenten und Konsumenten. Während unsere Welt langsam zerfällt und die Ressourcen rar werden, wollen wir zumindest unsere innere Blumenwiese bunt und gesund halten.

TEXT: Lisa Schleif – l.schleif@freihafen.org

ILLU: Johanna Rathack – j.rathack@freihafen.org

Anzeige

Diakonie Hamburg

WELCHER BFD/FSJ-TYP BUNDESFREIWILLIGENDIENST FREIWILLIGES SOZIALES JAHR BIST DU?

MACH DEN TYPENCHECK UND FINDE ES HERAUS!

WWW.TYPENCHECK.DE

Wo fängt Bio an?

{ Weil Bio für jeden eine andere Bedeutung hat, haben wir euch auf der Straße gefragt. Antworten über Gewissensbisse, Bio-Eier und zu hohe Preise.

TEXT: Lennart Häusser – l.haeusser@freihafen.org,
Morten Luchtmann – m.luchtmann@freihafen.org
FOTOS: Lennart Häusser

Jannik (15): „Im Bezug auf Tierquälerei finde ich es schon widerlich, was teilweise in der Massentierhaltung geschieht. Aber im Laden schmeckt es mir trotzdem.“



Aenni (13): „Bei uns Zuhause sorgt Mama für Bioprodukte wie Fleisch und Gemüse. Mich interessiert das nicht so.“



Lisa Madlen (16): „Ich achte schon stark auf Bio-Produkte, auch um ein besseres Leben zu unterstützen. Wenn alle so leben würden, wäre das extrem gut.“

Finja (18): „Fleisch esse ich aus moralischen Gründen nicht. Und bei bei Fisch und Gemüse achte ich besonders auf Qualität.“

Finn (18): „Ich finde es sinnvoll, auf Mülltrennung zu achten. Meine Eltern kaufen aber auch Fairtrade-Kaffee.“

Anna (16): „Wenn man das Geld hat, sollte man ruhig Bio-Produkte kaufen. Aber mein letztes Geld würde ich dafür nicht ausgeben.“



Lisa Kim (25): „Bei uns auf dem Land kaufen wir die Eier ausschließlich direkt auf dem Bauernhof. Ich esse grundsätzlich nur Bio-Eier, weil mir die anderen gar nicht schmecken.“



Manuel (25): „Ich kauf nur das, was schmeckt!“ (lacht)

Franzi (26): „Ich achte eher nicht so stark darauf. Aber ich kaufe zumindest nicht das billigste Fleisch.“

Lisa (26): „Ich greife schon eher zu Bio-Produkten. Ich bin nicht überzeugt, dass Bio besser ist. Ich tue das eher für mein gutes Gewissen.“



Johanna (19): „Bio ist einfach zu teuer. Als Studentin habe ich gar nicht genug Geld, um mir die ganzen Bio-Produkte zu kaufen.“



Mehr als Sport!

Gefahrensituation erkennen, helfen, Leben retten. So arbeiten die engagierten Rettungsschwimmerinnen und Rettungsschwimmer der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG) im Sommer vor den Küsten Deutschlands – seit 100 Jahren.

Gegründet wurde die Organisation 1913 nach einem schweren Unglück auf Rügen. Ein Steg brach zusammen und 17 Menschen ertranken. Damals konnten nur die wenigsten schwimmen und viele Menschen verloren dabei ihr Leben. Die DLRG versuchte mit ihrer Gründung, dieses Problem aus der Welt zu schaffen. Heute ist der Verein mit 560.000 Mitgliedern die größte freiwillige Wasserrettungsorganisation weltweit.

In der Gesellschaft ist häufig unbekannt, dass die DLRG viel mehr bietet als Wasserrettungsdienst und Schwimmbildung. Sie verfügt zum Beispiel über eine Rettungssportgruppe, die regelmäßig an Wettkämpfen teilnimmt. Freigewässer oder Halle, national oder international, Einzel- oder Mannschaftswettkampf – Rettungsschwimmen ist vielseitig.

Mehr als bloß Schwimmen!

Sowohl im Freigewässer als auch in der Halle absolvieren die Sportler Disziplinen in Form von Rettungsübungen, die sie auf den Ernstfall vorbereiten sollen, wie zum Beispiel das Tauchen nach einer Puppe und das darauffolgende Schleppen. Oder aber im Freigewässer das „Retten“ eines zuvor zu einer Boje geschwommenen Teamkollegen mit dem sogenannten „Rescue-Board“. Dieses ähnelt einem Surfbrett, welches der Retter im Ernstfall nutzt, um schneller zum Ertrinkenden zu kommen. Besonders auf kurzer Distanz ist diese Methode sogar schneller als ein Rettungsboot.

Insgesamt gibt es mehr als 20 Disziplinen im Einzel- und Mannschaftsbereich. In der Königsdisziplin im Freigewässer, dem „Oceanman“ oder „Oceanwoman“, sind drei Disziplinen mit kurzen Strandsprints verbunden. Der Athlet schwimmt, fährt mit dem „Rescue-Board“ und dem „Rescue-Ski“. Gesine Eis (20) von der DLRG Bezirk Altona e.V. berichtet: „Ich mag den Oceanwoman am liebsten, weil er so vielfältig ist. Zwar ist es anstrengend, aber man ist immer wieder stolz, wenn man es geschafft hat.“

Johanna Jeske (18), ebenfalls aus dem DLRG Altona e.V., schätzt ihre Sportart sehr: „Ich mag meinen Sport so sehr, weil er anders ist. Man schwimmt, aber variiert in den Disziplinen. Außerdem habe ich durch den Sport eine zweite Familie gefunden.“
Jährlich messen sich die besten Rettungsschwim-

mer Deutschlands auf den deutschen Meisterschaften, welche zuletzt vom 12. bis zum 14. Oktober 2012 in Paderborn stattfanden. Eines



Hobby: Lebensrettung

der jährlichen Highlights für den DLRG-Bezirk Altona stand vor der Tür. Wie jedes Jahr waren die Hamburger Sportlerinnen und Sportler

zahlreich vertreten. Insgesamt hatten sich zehn Einzelsportler und fünf Altonaer Mannschaften qualifiziert. Sie erschwammen sich zahlreiche persönliche Bestzeiten, neue Landesrekorde und einige Disziplinbestzeiten.

Wie in jeder Sportart werden auch im Rettungsschwimmen die besten Sportlerinnen und Sportler in die Nationalmannschaft berufen, um ihr Land international zu vertreten. Deutschland beweist immer wieder, dass es zu den besten Nationen im Rettungsschwimmen weltweit gehört. Zuletzt auf den Weltmeisterschaften vom 9. bis zum 18. November 2012 in Australien, bei denen die Athleten den fünften Platz erreichten.

Rettungssport verbindet sportlichen Wettkampf mit Allgemeinnutzen. Noch ist die Sportart unbekannt. Wie lange noch?

TEXT & FOTO:

Annika Puschmann – a.puschmann@freihafen.org

Anzeige

JUGENDPRESSE SPIELT NACH EIGENEM TAKT!

Werde jetzt jphh-Mitglied und nutze unser ganzes Angebot:

- spannende Seminare und Workshops
- Unterstützung für deine SchülerInnenzeitung
- Ausstellung des Jugend-Pressenausweises



Mehr Infos und den Mitgliedschaftsantrag gibt's auf www.jphh.de

jphh
Junge Presse Hamburg

Ein Stück Selbstverwirklichung

{ Was haben Schurwolle, Stroh und Lehm mit Bauen zu tun? FREIHAFEN ist zu Besuch in Öko-Häusern.

Vom Getreidefeld in die Wand

Totnes im Südwesten Englands. In der Kleinstadt entstand im Jahre 2006 die erste „Transition Town“, um sich auf den Wandel in ein Leben ohne fossile Rohstoffe vorzubereiten. Wir sind zu Besuch bei Familie Aslett-Dadeby in ihrem Ökohaus. Frisch verputzt hebt es sich in strahlendem Weiß von den nahezu identischen Einfamilienhäusern der Nachbarschaft ab. Vor dem Eingang spiegelt sich die Sonne im silbernen Auto. Auf dem Dach ist eine Solaranlage montiert, innen ist das Ökohaus weiß. Erica Aslett führt die Besucher in die neue Einbauküche, zeigt auf Kühlschrank und Spülmaschine: „Besonders energieeffizient und wassersparend.“ Ihr Mann habe auf deutsche Hersteller bestanden. Barfuß und in feiner Stoffhose steht Adam Dadeby neben dem rechteckigen Glas-tisch im Wohnzimmer, dreht eine LED-Birne in der Hand und erklärt: „Seit drei Wochen ist der Umbau fertig.“

Der Geruch neuer Möbel liegt noch in der Luft. Luft, das ist ein zentrales Thema in dem Gebäude. Fünfzehnmal besser als die reguläre Dämmung englischer Häuser sei die Thermohülle des Baus. Ein Passivhaus.

Im Reich des rechten Winkels

Oberhalb der Tür zum Wohnzimmer liegt eine Öffnung. „Da ist einer der Luftkanäle, die wir so angelegt haben, dass die Luft im Haus permanent zirkuliert“, erklärt Adam. In einem winzigen Raum unter dem Dach liegt so etwas wie das Herzstück der Passivhaustechnologie. Adam zeigt auf den mikrowellengroßen Kasten an den sich arm-dicke, in Silberfolie verpackte Rohre anschließen: „Die zentrale Lüftungsanlage mit Wärmerückgewinnung.“ Auf dem Weg nach oben deutet er hierhin und dorthin, erzählt stolz von Isolierung und Messwerten. Heizkörper wird jeder Besucher vermissen. Ein Passivhaus benötigt weder Heizung noch Kühlung im konventionellen Sinne. Der Wärmebedarf werde eben hauptsächlich aus „passiven“ Quellen gedeckt. Sonneneinstrahlung zum Beispiel, weshalb die Fenster nach Süden besonders groß gewählt sind. Oder aus Abwärme von Personen. „Alle Besucher hei-

zen mit“, lacht Adam. Auf das Konzept stieß er im Masterstudium. Der wissenschaftlich-mathematische Ansatz gefiel dem Mann mit IT-Berufserfahrung. „Nicht so ideologisch“ und „nach festgelegten Kriterien“. So beschließt er im Mai 2010: Das Eigenheim soll ein Passivhaus werden. Bald sitzt er mit der Architektin Janett Cotterell und Bauleiter Jonathan Williams vor Computerbildschirmen. Indem sie Zahlen und Daten in eine Planungssoftware für Passivhäuser eintippen, optimieren sie Raumaufteilung und Fenstergrößen. „Das Handbuch hatte über 600 Seiten“, erzählt der rotbärtige Bauleiter lachend. Bis in das kleinste Detail musste alles passen. Nach sechs Monaten Planung verteilte sich der fertige Entwurf auf 68 Bögen. „Von diesem Punkt an konnten wir nichts mehr ändern“, fügt er hinzu. Neun Monate dauerte der Umbau. Für die Außenisolation, Kernelement jedes Passivhauses, waren drei Leute fünf Wochen beschäftigt. Das Resultat ist ein Haus, das im Jahr weniger als 15 Kilowattstunden Energie oder anderthalb Liter Heizöl pro Quadratmeter verbraucht – und dessen Umbau umgerechnet etwa 264.000 Euro für die 162 Quadratmeter Wohnfläche gekostet hat. Doch für das Trio Cotterell, Williams und Dadeby geht das Projekt über seinen Geldwert hinaus. Es ist ein Pilotprojekt mit Modellcharakter. Parallel zum Umbau arbeiteten sie ein Unternehmenskonzept aus, um in Zukunft weitere Passivhäuser gemeinsam zu realisieren. „Passivhaus Homes“ nennen sie sich. Unter dem Dach endet die Führung durch das Haus. Von unten ruft es plötzlich: „Neue Besucher!“ Die Neugierigen warten seit einigen Minuten vor der einem Meter dicken dicken Eingangstür. „Entschuldigung“, lächelt Erica Aslett sie an, „das Haus ist so gut isoliert, man hört einfach nichts von draußen.“

Man nehme Stroh, Lehm Boden und Kies

Zwei Straßen weiter wohnt Familie Barclay. „Staples Hill“, Vorratshügel, steht auf dem Schild der Asphaltstraße, über die der Zugang zum Haus erfolgt. Und tatsächlich erinnern Holzfenster und die rot-braune Fassade mit den daraus hervorragenden Strohresten an die Vorratshaltung der vorigen Jahrhunderte. Unter rauen, un bearbeiteten Holzbalken hindurch biegt sich der Eingangsflur hinein in das rundliche Gebäude.

Zwei Treppenstufen führen hinab in den zentralen Wohnraum. Wie eine Höhle wirkt er im warmen Licht der Papierpapillons. Paul Barclay steht in Jeans und T-Shirt an eine Couch gelehnt „Das ist unser selbstgebautes Lehmhaus“, erklärt er den Besuchern. Und Ehefrau Jenny fügt, die Hände in die Hüften gestemmt, hinzu: „Dabei kannten wir uns mit dem Bauen gar nicht aus.“ Zwischen den beiden nur der Esstisch, auf dem an diesem Abend nicht die Teller mit den hübschen Verzierungen stehen. Stattdessen ein unförmiger, brauner Klumpen. „Das ist Cob“, erklärt Paul und knetet die lehmartige Masse mit den Fingern. Cob – das ist eine Mischung aus Lehm, Stroh und Sand oder Kiesel. Ein traditionelles Baumaterial, das historisch in ganz Europa Verbreitung fand. Hier in der Region Devon sind noch viele solcher Gebäude erhalten. „Manchmal ein-, zweihundert Jahre alt und immer noch gut in Schuss“, und eine Spur Stolz schwingt in seiner Stimme mit.

Aus Neugier hatten die Barclays an einem eintägigen Workshop zu „Traditionellem Bauen mit Cob“ teilgenommen. „Ein Haus aus Matsch?“, hatte Jenny gestaunt und zu ihrem Mann gemeint: „Das ist so simpel, das machen wir.“ Elf Monate später kauften sie das Grundstück. Ein weiteres Jahr später im Frühjahr 2007 rollt ein Bagger den Vorratshügel hinauf. Er schiebt den Oberboden beiseite und baggert ein drei Meter mal drei Meter großes Loch. „Eine gigantische Rührschüssel“, lacht Paul. Jeweils ein Ballen Stroh pro Tonne Unterboden vermischt der Bagger. Die fertige Masse wird mit bloßen Händen aufgeschichtet und immer wieder festgetram-pelt. Mit dem Spaten werden die Wände gerade abgestochen; sie seien so Lage für Lage innerhalb von zwei Monaten in die Höhe gewachsen – ungefähr einen Meter pro Tag bei drei bis vier Arbeitern. Währenddessen zieht die selbstan-gerührte Mischung für den Putz aus Löschkalk durch.

Marke Eigenbau

Gegenüber anderen Bauweisen mit natürlichen Materialien ist der Vorteil von Cob dessen Einfachheit. „Das Wunderbare an Cob ist, dass es wildes, freies, skulpturenartiges Formen er-



„Woodcube“ ist aus Holz

laubt“, schreibt etwa Kelly Hart, ein Experte für Naturbauten. Das hat auch Familie Barclay begeistert. So etwas wie Botschafter für das „Self-Building“ sind sie geworden. Auf ihrem Internetblog dokumentieren sie den Bauprozess mit zahlreichen Bildern. Da ist Tochter Mia, 16 zu sehen, wie sie in lila Gummistiefeln den Gartenschlauch hält, um die Cob-Masse zu wässern. Oder wie sie mit ihrem fünfzehnjährigen Bruder Sol den Kamin mauert. „Ich wollte, dass sie in Kontakt mit der Tradition kommen“ – sagt Jenny Barclays. Der Bauplan des Hauses entstammt ihrem Kopf und ihrer Feder. „Ich habe nie ein Buch darüber gelesen“, sagt sie. Allerdings habe es viel Nerven gekostet, bis der fertige Entwurf stand. Stöhnen, wenn es beim Abendessen wieder um die Raumaufteilung ging: „Nein, Mama, bitte nicht schon wieder!“

Die Besucher an diesem Abend reagieren ungläubig. Es kann doch nicht so einfach sein. „Was ist mit Elektrizität?“, will ein dunkelhaariger Mann wissen und schiebt seine Brille vor. Paul grinst. „Kanäle mit dem Messer ausgeschnitten, Kabel verlegt, Putz drüber – so wie woanders auch“, antwortet er. „Und die Heizung?“ – „Nur eine Fußbodenheizung auf jeder Etage.“ Die Wärme halte sich durch die Cob-Masse besonders gut im Haus, ergänzt Jenny. Beim Einzug sei ihnen noch mulmig zumute gewesen, ob es ohne hochtechnologische Isolation warm genug sei. Nun wisse sie aus eigener Erfahrung, dass Lehm für ein aus-

geglichenes Raumklima sorgt, indem er Feuchtigkeit reguliert und im Winter wie Sommer als Puffer wirkt.

Die Bewohner der Öko-Häuser von Totnes zeigen: Das Spektrum ökologischen Bauens reicht von traditionellen Bauweisen, die sich an alten Kulturtechniken orientieren bis zu der anspruchsvollen Effizienztechnologie des Passivhauses. Die Gebäude könnten auch hierzulande stehen. 16.500 realisierte Passivhaus-Wohneinheiten in Deutschland meldet das in Darmstadt ansässige Passivhausinstitut. Und Burkard Rüger vom Fachverband für Strohballenbau schätzt die Zahl solcher entsprechender Gebäude hierzulande auf hundertfünfzig.



„Smart ist grün“ produziert einen Energieüberschuss

Für Kurt Kessel lautet der zentrale Aspekt ökologischer Bauplanung „in Kreisläufen zu denken.“ Bauen, ohne dem Planeten einen Haufen Sondermüll zu hinterlassen, Bauen mit Materialien, die wieder zu Mutterboden werden könnten und auf eine Art und Weise, die es ermögli- che, Einzelbestandteile modular zu erneuern. Im Sinne wirtschaftlicher Kreisläufe sei es wichtig, Baustoffe zu verwenden, die innerhalb einer Region verarbeitet und gefertigt würden. Kessel ist Baubiologe. Er weiß, dass die Realität im Baugewerbe eine andere ist. „Billig soll es sein.“ Zur ökologischen Problematik kommen gesundheitliche Aspekte. „Weichmacher, Lösungsmittel – in den Produkten ist in der Regel eine Vielzahl

chemischer Verbindungen drin, die als giftig oder gesundheitsgefährdend einzustufen sind“, so Kessel, der unter anderem Produkte verkauft, die naturnahes Bauen und Wohnen fördern. Die könnten auch ohne Bau eines Eigenheims zum Einsatz kommen, betont Kessel. „Immer wenn eine Renovierung von Einzelbestandteilen ansteht, kann man sich damit befassen, ob es nicht etwas gibt, das schöner, gesünder und mitunter sogar langlebiger ist als konventionelle Produkte“, meint er.

Diese Suche nach alternativen Lösungsmöglichkeiten: Vielleicht verbindet sie die Cob-Familie Barclay und das Passivhauspaar Aslett-Dadeby. Kurt Kessel dagegen hebt sich vom Schreibtisch, um seine nächste Beratung zu geben. „Man sollte sich immer bewusst sein, dass es viele Wege gibt...“ lächelt er noch. „Wenn man denn Schritte setzt“, würden die Transition-Engagierten aus Totnes wohl ergänzen.

TEXT: Lea Gathen – l.gathen@freihafen.org

FOTO: Mathias Birsens – m.birsens@freihafen.org

Auch bei der Internationalen Bauausstellung IBA Hamburg in Wilhelmsburg wurde ökologisch gebaut. Die „Hybride Erschließung“ (unten) besteht aus flexibel kombinierbaren Holzmodulen.





Wenn eine Band von einem der größten Autohersteller der Welt gesponsort wurde, ihre Tournee restlos ausverkauft war und sie über 100 Shows weltweit hatten, scheint es tatsächlich „das Beste oder nichts“ zu sein.

Aber auch die S-Klasse muss mal zum TÜV...

Die Blue Veins kommen nicht weit vom „Daimler-Haus“ entfernt aus Heilbronn und sind eine fünfköpfige Indie-Rockband. Mit dreistimmigem Gesang, drei Gitarren, Bass, Schlagzeug und Synthesizer ist die S-Klasse allerdings schon voll, und wenn dann auch noch die Jungs mit wollen, muss es wohl eher ein Viano sein. Ihre erste EP wurde nämlich nach einem erfolgreichen Auftritt beim Mercedes-Benz-Servicegipfeltreffen 2010 von dem Autohersteller finanziert.

Aber um ehrlich zu sein: „Indie“, also independent – unabhängig sind die Blue Veins nicht. Ihr Sound ist sehr radiokompatibel und entspringt mehr dem Poprock. Der leise Gesang findet sich zwar stilistisch im Indierock, klingt jedoch in den Songs zu sehr gewollt. So fehlt es ihm oftmals an Präsenz; er droht von den verzerrten Gitarren erschlagen zu werden. Fast macht es den Eindruck, dass der Gesang ursprünglich dafür ausgelegt war, deutlicher gehört zu werden, jedoch einfach zu leise abgemischt wurde. Das lässt die Songs oft monoton und gleichförmig klingen. Dafür schwirren einem die markanten Gitarrenriffs auch lange nach dem Hören noch im Kopf herum. Liegt das daran, dass sich die Riffs in den Vordergrund drängen wie junge Groupies, oder daran, dass man teilweise einfach das Gefühl hat, etwas ähnliches schon einmal gehört zu haben?

Jedenfalls kommt das Album „222“, welches am 22.2.2013 bei Coast Rock Records erschienen ist, mit 12 Songs inklusive einem mächtigen Intro daher. Die Blue Veins prägen ihre Stücke mit englisch-melodischem Gesang und versuchen mit immer wiederkehrenden Elementen – einfachen Harmonien und charakteristischen Gitarren – einen eigenen Sound zu kreieren. So könnten das markante Gitarrenriff aus dem Song „Genius“ oder der stimmungsvolle Refrain aus „Inside My Head“ auch noch nach dem Hören im Ohr hängen bleiben. Besonders der Song „Letter of an Interlude“, welcher dem eigentlichen Konzept der restlichen Songs widerspricht und durch sei-

ne gefühlsgeladene melancholische Atmosphäre eine absolute Ausnahmeerscheinung ist, macht das Album interessant. Dieser Song könnte dann auch wegweisend sein.

„222“ geht mit einem leicht surrealistischem Cover bestehend aus Quadraten und einem Stillleben im Hintergrund durch einen beliebigen Instagram-Filter. Verpackt im Hardpaper-Outfit, dann noch das gültige Indiesiegel drauf und schon stehen die Blue Veins morgen neben Cro und Kraftklub im Regal.

In einem Interview haben die Musiker über die Entstehung ihrer Band berichtet. Der Drummer und Gitarrist hätten sich auf einem Geburtstag kennen gelernt und „sich aus Spaß heraus“ gegründet. Womöglich sind Blue Veins doch nur ein Luxusprodukt? Gerade in einer Zeit, in es unzählig viele neue Bands gibt, welche sich alle gleichzeitig in ein bestehendes Trendgenre quetschen, ist es jedenfalls besonders schwer sich auszuzeichnen und etwas anderes zu sein, als nur ein Mercedes mehr im Straßenverkehr. Für mich ist noch nicht ganz klar, ob Blue Veins das schaffen werden.

TEXT: Lennart Häusser – l.haessler@freihafen.org



„Das Schwierigste ist etwas zu tun, was dem Nichtstun nahe kommt.“ Um diesen Satz dreht es sich im Dokumentarfilm um Marina Abramovic, der die Künstlerin bei ihrer Performance begleitet.

Drei Monate lang, sechs Tage die Woche, jeweils sieben Stunden während der gesamten Ausstellung ist sie präsent, bewegungslos sitzt sie auf einem Stuhl im Atrium. Die Besucher haben die Möglichkeit, ihr gegenüber zu sitzen und in die Augen zu schauen. Die zugleich so schlichte und doch persönliche und bewegende Performance löst eine Welle aus. Zahlreiche Besucher strömen 2012 jeden Tag in New York in das Museum Of Modern Art (MOMA), nur um die Chance zu haben, für ein paar Minuten gegenüber der „Grandma of Performances“ Platz nehmen zu dürfen. Sie übernachteten dafür sogar vor dem Museum. Nicht nur die Besucher, auch die Kinoszuschauer sind vom ersten Moment an gefesselt von der herausragenden Präsenz der Künstlerin. Dabei besteht gefühlt die Hälfte der Filmausschnitte aus vor Tränen gerührten Gesichtern in Nahaufnahme, untermalt von tragischer Geigenmusik. Was sich im ersten Moment wie ein klassisch oberflächlicher, amerikanischer Spielfilm anhört, wirkt alles andere als platt. Das Kamerateam

schafft es, den Blickkontakt zwischen der Künstlerin und den Besuchern so einzufangen, dass eine gewisse Tiefe erzeugt wird, die den Kinoszuschauer mit den Personen mitfühlen lässt und ebenso emotional berührt wie die Ausstellungsbesucher selbst.

Die Dokumentation berichtet von den physischen Qualen, die die Künstlerin während des Sitzens durchleidet und bei denen selbst sie an ihre körperlichen Grenzen stößt. Im MOMA lässt sie all die Aufnahmen ihrer früheren Performances zeigen und durch Darsteller, die sie zuvor drei Tage lang durch Meditation und Fasten trainiert hat, um Ihnen nahezubringen was es bedeutet einen „charismatischen Raum“ für sich selbst zu erschaffen, wieder auf leben.

Vom Landhaus zum Loft

Der Film begleitet Abramovic von ihrem Landhaus bis hin zu ihrem Loft im New Yorker Soho Manhattan, zeigt wie sie kocht und bietet Einblicke in ihr alltägliches Leben. Abramovic wirkt wie eine aufgeschlossene, starke, natürliche Dame, der man ihre 67 Jahre keinesfalls ansieht. Doch es geht nicht darum, den Zuschauer von dem alltäglich, „normalen“ Leben einer Künstlerin überzeugen zu wollen. Der Regisseur schafft es, dem Zuschauer die Performancekunst nahe zu bringen und liefert viele interessante Informationen über Marina Abramovic und ihre Geschichte. Nicht zuletzt den 2500 Kilometer langen Lauf über die chinesische Mauer zusammen mit ihrem Ex-Mann Ulay, welcher in vielen ihrer Performances mitwirkte. Zu den Vorbereitungen für ihre Ausstellung im MOMA treffen sich beide nach Jahren wieder und arbeiten zusammen, was einen emotional großen Schritt für die Künstlerin darstellte.

Doch alte Aufnahmen von zwei Menschen, die pausenlos gegen eine Wand rennen, haben auf der Kinoleinwand natürlich nicht denselben Effekt wie solch schockierende Performances, die sich direkt vor einem abspielen. Man fragt sich vielmehr, was eine Person dazu bringt, ihrem Körper so etwas anzutun.

Leiden für die Kunst

Marina Abramovic, die zuvor mit Performances für Furore sorgte, bei denen sie sich mit einer Rasierklinge ein Pentagramm in den Bauch ritzte, Schlangen über ihren Körper kriechen ließ oder sich selbst auspeitschte, sieht ihren Körper als ästhetischen Rohstoff an und versucht damit, die physischen und mentalen Grenzen des menschlichen Körpers und Geistes zu erreichen. Die radikale Künstlerin geht dabei so weit, dass sie ihr eigenes Leben aufs Spiel setzt.

Man entwickelt sofort enormen Respekt und Anerkennung vor ihr und dem was sie bereit ist zu geben, um Konflikte – insbesondere bezüglich Beziehung und gesellschaftskritische Themen – provokant darzustellen. Das jahrelange Leiden für Marina Abramovic hat sich letztendlich gelohnt: Der Performancekunst gebührt nun die Anerkennung, die sich Abramovic immer schon für ihre Kunst gewünscht hat.

„Marina Abramovic: The Artist is Present“ ist insbesondere ein interessanter Film für jene Kunstinteressierte, die sich mit Performancekunst noch nie näher beschäftigt haben. Alles in Allem eine berührende, aber sogleich informative Dokumentation.

TEXT: Nora Kaiser – n.kaiser@freihafen.org

FOTOS: Blue Veins, Andrew Russett / flickr (CC BY-SA 2.0)

Impressum

Jugendmagazin FREIHAFEN
c/o AGfJ in Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg

Fon: 040 / 600 846 80
Fax: 040 / 600 846 81
Mail: mail@freihafen.org
Web: www.freihafen.org

Herausgeber
Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg

Fon: 040 / 600 846 80
Fax: 040 / 600 846 81
Mail: mail@jphh.de
Web: www.jphh.de

Im Vereinsregister eingetragen
beim Amtsgericht Hamburg: VR
17730

Chefredaktion
Jonah Lara (V.i.S.d.P.)
chefredaktion@freihafen.org

Textchef
Johannes Rake
redaktion@freihafen.org

Redaktion (Text/Foto/Illu)
Mathias Birsens (T/F)
Antonia Buresch (T/F)
Derya Demir (T/F)
Janina Granfar (T/F)

Lennart Häusser (T/F)
Lynn Janzen (T/F)
Nora Kaiser (T)
Magda Kreps (I)
Oliver Kupsch (T)
Morten Luchtman (T/F)
Annika Puschkmann (T/F)
Johanna Rathsack (I)
Merle Schauer (T)
Lisa Schleif (T)
Alexander Schmelzer (T)
Kathy Schucht (T)
Ivana Sokola (T)
Lukas Sparenborg (T)

**Hinweise auf externe Bildrechte
sind bei den jeweiligen Fotos
angegeben.**

Grafik & Layout
Lynn Janzen
Philipp Nuhn
Johanna Rathsack
Christina Ruff
grafik@freihafen.org

Geschäftsführung
Philipp Nuhn
mail@freihafen.org

Anzeigenbetreuung
Philipp Nuhn
anzeigen@freihafen.org

Finanzen
Alen Nitsche
finanzen@freihafen.org

Eigenvertrieb
Jonah Lara
vertrieb@freihafen.org

Vertrieb
Behörde für Schule und Berufsbildung
der Freien und Hansestadt
Hamburg, Bücherhallen Hamburg

Druck
v. Stern'sche Druckerei GmbH
Zeppelinstraße 24
21337 Lüneburg

Erscheinung
4x jährlich

Auflage
20.000 Exemplare

Auslageplätze
Weiterführende Schulen, Hochschulen und Universitäten, Jugendtreffs, alle Bücherhallen sowie ausgewählte Gastronomie und Hotellerie in Hamburg.
Wir danken allen, die sich am Jugendmagazin FREIHAFEN beteiligen, es fördern und allen Außenstehenden, die dafür manches Mal kürzer treten müssen.
Außerdem danken wir der Behörde für Schule und Berufsbildung, der SchülerInnenkammer, der Jungen Presse Hamburg e.V. und der Arbeitsgemeinschaft freier Jugendverbände in Hamburg e.V. (AGfJ).

Aufsteigen & abstürzen

Sag uns, was dir an unserer Arbeit gefällt oder was wir noch besser machen können! Unsere Autoren, Fotografen und Layouter freuen sich immer über Rückmeldung. Schreibe ihnen direkt oder an redaktion@freihafen.org. Wir freuen uns auch über Nachrichten auf [facebook.com/freihafen](https://www.facebook.com/freihafen), twitter.com/freihafen und [gplus.com/freihafen](https://www.gplus.com/freihafen).

AUFSTEIGEN & ABSTÜRZEN

Vom Tellerwäscher zum Millionär, von der Skyline zum Bordstein zurück – ums Thema „aufsteigen & abstürzen“ geht es in der nächsten FREIHAFEN-Ausgabe. Wir zeigen, wie Menschen es geschafft haben die Barrieren der sozialen Schichten zu durchbrechen und sich aus dem Abgrund in die Eliten unserer Gesellschaft hochgearbeitet haben. Ist es Glück oder harte Arbeit? Lebt Hamburg einen amerikanischen Traum? Andersrum: Warum und wie kommt es dazu, dass Menschen den Boden unter den Füßen verlieren und abstürzen? Wie schnell geht es runter und wie geht es wieder hoch? Welche Möglichkeiten stehen uns zur Verfügung? Und wie scheitern wir am schönsten?

ANZEIGEN

Das Jugendmagazin FREIHAFEN wird von Ehrenamtlichen und Freiwilligen hergestellt. Anzeigen unterstützen unsere Arbeit. Wenn auch du deine Botschaft bei uns platzieren willst, dann wende dich an die Anzeigenbetreuung: anzeigen@freihafen.org.

INTERESSE AN MEDIEN?

Mach bei FREIHAFEN mit! Wir suchen engagierte Schülerinnen und Schüler, Studierende und junge Berufstätige, die sich in folgenden Arbeitsfeldern engagieren wollen:
Fotoredaktion
Grafik & Layout
Anzeigenbetreuung
Logistik & Vertrieb
Marketing & PR

Wir treffen uns jeden Sonntag um 17 Uhr in der AGfJ an den Landungsbrücken, Alfred-Wegener-Weg 3. Mehr Informationen bekommst du unter www.freihafen.org/mitmachen. Bei Fragen schreibe an mitmachen@freihafen.org.

Ahoi! Dein FREIHAFEN-Team

PS: Schaut auch ins Netz:
www.freihafen.org
[f/freihafen](https://www.facebook.com/freihafen) [t/freihafen](https://twitter.com/freihafen)

Platz für Wachstum: Dein Name könnte hier auch stehen.
www.freihafen.org/mitmachen



FOTO: Janina Granfar – j.granfar@freihafen.org

Schon fertig gelesen? Dann schlage FREIHAFEN im Netz auf!
www.freihafen.org





Pressefreiheit ist ein teures Gut. Aber kein kostspieliges.

**Schon mit 5,50 Euro im Monat unterstützen Sie
unseren Einsatz für freie Berichterstattung.**

**Spendenkonto: 5667777080
BLZ: 10090000 Berliner Volksbank
www.reporter-ohne-grenzen.de**

**REPORTER
OHNE GRENZEN**
FÜR PRESSEFREIHEIT